CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

1959

15. JAHRGANG HEFT 1 AUGUST 1959

POSTVERLAGSORT HAMBURG

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE
DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT
DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

15. JAHRGANG HEFT 1 AUGUST 1959

POSTVERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3

Aus der Abiturienten-Entlassungsfeier

Abschiedsgruß des Oberpräfekten Karl-Herbert Blessing . . . . . „ 5

Dankesworte des Abiturienten Ulrich Kirsch an die Schule . . . . . „ 6

Ansprache des Direktors . . . . . „ 7

Ansprache des Bürgermeisters Max Brauer . . . „ 13

Erinnerungsworte des Jubiläumsabiturienten Pastor i. R. Ludwig Grube . . . . . „ 15

Der Elternrat . . . . . „ 16

Dr. Richard Schmidt . . . . . „ 17

Freiherr Gösta von Uexküll:

Wiedervereinigung — warum und wie? . . . . . „ 18

Prof. D. H. Thielicke:

Die Frage nach dem Sinn unseres Lebens . . . . . „ 21

Das Sommerfest am 4. Juli 1959 . . . . . „ 26

Eine Klassenreise nach Franken . . . . . „ 27

Familien-Nachrichten . . . . . „ 28

Verein der Freunde des Christianeums e. V.:

Jahresbericht 1958/1959 . . . . . „ 30

Vereinigung ehemaliger Christianeer (V. e. C.) e. V. . „ 32

Verein der Freunde des Christianeums e. V.:

Geschäftliches . . . . . „ 34

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

Im Dezember des verflossenen Jahres bereicherten verschiedene musische Veranstaltungen das Gemeinschaftsleben der Schule. Am 10. 12. bot Koll. Borm mit den Spitzenkräften seines Orchesters einen gelungenen Kammermusikabend mit Werken des Barock und Rokoko. Am 19. 12. nachmittags fand eine öffentliche Weihnachtsfeier vor den Eltern und Freunden der Schule, am 20. 12. eine Wiederholung vor den Schülern statt. Um ihr Gelingen machte sich Koll. Arndt mit seinen Getreuen mit der reizenden Aufführung des Oberufener Christgeburtsspiels verdient, während Koll. von Schmidt die Chöre wieder vorzüglich einstudiert hatte. Auch das „Musische Abitur" mußte diesmal bereits am 15. 12. über die Bühne gehen, da das letzte Quartal des Schuljahres durch die Reifeprüfung von 5 Klassen und die Aufnahmeprüfungen für das Gymnasium sowie durch den sehr frühen Versetzungstermin schon allzu stark eingeengt war. Trotzdem war über zwei Wochen ein verkürzter Unterricht unvermeidlich, so daß sich die Frage aufdrängt, ob die Aufnahmeprüfungen nicht doch besser vorverlegt werden sollten.

Die mündliche Reifeprüfung fand vom 2. bis 6. Februar statt, am ersten und letzten Tag unter dem Vorsitz unseres Dezernenten Oberschulrat Wegner, an den anderen drei Tagen unter der Leitung des Direktors. Alle 85 Abiturienten, die sich gemeldet hatten, bestanden die Reifeprüfung:

1. Andreae, Bernd, Theologe
2. Behrendt, Hartwig, Dipl.-Ing.
3. Behrens, Peter, Jurist
4. Beilfuss, Burkart, Jurist
5. Bellmann, Claus-Alfred, Architekt
6. Biedermann, Eduard, Reedereikaufmann
7. Biskup, Rainer, Jurist
8. Blume, Manfred Heinrich, Exportkaufmann
9. Bohlmann, Volker, Dipl.-Ing.
10. Bohm, Hark, Philologe
11. Borgmann, Michael, Zahnarzt
12. Brück, Udo, Bankkaufmann
13. Buschhorn, Horst, Kunsterzieher
14. Carstensen,Carsten, Verwaltungsbeamter
15. Cordes, Peter, Jurist
16. v. Eisenhart-Rothe, Burghard, Kaufmann
17. Erdtmann, Bernd-Dietrich, Geologe
18. Genz, Harald, Physiker
19. Georgi, Benedict, Verleger
20. Giese, Jens, Arzt
21. Götze, Klaus, Dipl.-Kaufmann
22. Gotzheim, Rainer, Jurist
23. Graef, Fritz, Jurist
24. Halver, Otfried, Theologe
25. Harten, Detlef, Philologe
26. Haustein, Bernd, Journalist
27. Hayn, Volker, Architekt
28. Henningsen, Edgar, Jurist
29. Hermann, Alf, Kunsthistoriker
30. Hett, Gerd-Walter, Apotheker
31. Homann, Wieben, Musiklehrer
32. Ide, Heinrich, Jurist
33. Jacobi, Gerolf, Musiker
34. Jäger, Joachim, Theologe
35. Jaeschke, Manfred, Sportlehrer
36. Kadow, Klaus, Zahnarzt
37. Kirsch, Ulrich, Physiker
38. Knorr, Uwe, Missionar
39. Konerding, Wolf-Rüdiger, Philologe
40. Kornmann, Reimer, Musiker
41. Krawutschke, Bernd, Versicherungsfachmann
42. Kronberger, Eugen, Baumwollkaufmann
43. Kudlek, Manfred, Physiker
44. Kühl, Wolfgang, Theologe
45. Lange, Albrecht, Reedereikaufmann
46. Lange, Christian, Dirigent
47. Lange, Holger, Tontechniker
48. Leidert, Erich, Kaufmann
49. Lemburg, Dieter, Offizier der Handelsmarine
50. Lemke, Hartmut, Volksschullehrer
51. Meene, Peter, Kaufmann
52. Melcher, Wilhelm, Musiker
53. Meyn, Karl-Ulrich, Jurist
54. Mohr, Peter, Jurist
55. Müller-Stüler, Christoph, Architekt
56. Naumann, Nils, Arzt
57. Niebuhr, Heinrich, Physiker
58. Nöthlich, Ingo, Chemiker
59. Nowak, Dieter, Jurist
60. Olbrisch, Klaus, Dipl.-Kaufm.
61. Paschen, Kai, Serologe

62. Pietsch, Klaus, Jurist
63. Pohl, Tim, Arzt
64. Quiring, Holger, Philologe
65. Sanders, Jan-Bernd, Jurist
66. Schmidt, Jörn, Jurist
67. Schreiber, Burkhard, Ingenieur
68. Schröder, Gerhard, Volkswirt
69. Sieveking, Sveder, Kaufmann
70. Söchting, Peter, Ingenieur
71. Steinbrück, Jürgen, Volks- und Betriebswirt
72. Steinbrück, Klaus, Dipl.-Ing.
73. Stille, Michael, Bankfachmann
74. Stoldt, Volker, Jurist
75. Storch, Rainer, Theologe
76. Theobald, Werner, Jurist
77. Trippner, Wolfgang, Theologe
78. Vachek, Josef, Dipl.-Ingenieur
79. Voswinckel, Ulrich, Ingenieur
80. Wachs, Roland, Kaufmann
81. Wagner, Jürgen, Architekt
82. Werner, Jochen, Dipl.-Ing.
83. v. Wissel, Arnd, Kaufmann
84. Wullkopf, Uwe, Volkswirt
85. Wunderlich, Bernd, Kaufmann

Die Feier der Abiturienten-Entlassung, die diesmal Herr Bürgermeister Brauer durch seine Teilnahme auszeichnete, fand in Anwesenheit vieler vertrauter Gäste, insbesondere der Eltern und der Jubiläumsabiturienten am 28. Februar statt. Sie wurde von musikalischen und deklamatorischen Darbietungen umrahmt. Nach einem Abschiedsgruß des Oberpräfekten Karl-Herbert Blessing und nach Dankesworten des Abiturienten Ulrich Kirsch an die Schule fanden Bürgermeister Brauer, der als ehemaliges Stadtoberhaupt von Altona dem Christianeum viele Jahre hindurch eng verbunden war, und Pastor i. R. Ludwig Grube (Abiturient von 1909) aus der seligen Erinnerung seiner Christianeerzeit anerkennende und begeisternde Worte für das humanistische Gymnasium in der heutigen Zeit. Vorher hatte der Direktor, ehe er sich den Abiturienten zuwandte, dem mit diesem Jahrgang auslaufenden Realgymnasium im Christianeum einen ehrenden Nachruf gewidmet. Die Reden sind weiter unten wiedergegeben. Die Abiturienten Ulrich Kirsch, Klaus Pietsch, Hark Bohm, Manfred Kudlek und Peter Mohr erhielten wertvolle Buchprämien, die der Verein der Freunde des Christianeums wieder dankenswerterweise gestiftet hatte. Der Abend vereinte die Abiturienten noch einmal mit ihren Angehörigen und dem Lehrerkollegium zu einem geselligen Beisammensein in der Aula.

Nach dem Abgang der Abiturienten konnten nun auch die letzten Klassen des Christianeums aus ihrem Kellerdasein, in das sie die Raumnot verbannt hatte, erlöst werden.

Der Gesundheitszustand unserer Schüler in der Berichtszeit war im ganzen erfreulich, abgesehen von einer Grippeepidemie, die zwar glücklicherweise nur leichter Natur war, aber immerhin die Schließung von 6 Klassen jeweils auf 1 Woche notwendig machte.

Wegen des Auslaufens der letzten realgymnasialen Klassen sind aus dem Lehrkörper ausgeschieden die Kollegen St.-R. Dr. Daur, St.-R. Dr. Lintzer, St.-R. Smith und St.-R. Voß. Der Direktor gedachte zu Beginn des neuen Schuljahres ihrer Verdienste vor der versammelten Schulgemeinde und dankte ihnen im Namen der Schule für ihre langjährige an der Jugend im Christianeum geleistete Arbeit. Koll. Fahr wurde an der Universität Hamburg zum Dr. phil. promoviert. Koll. Lemburg konnte sein 25jähriges Dienstjubiläum feiern. Zur Ausbildung blieben dem Christianeum auch für das Sommerhalbjahr zugeteilt die Studienreferendare Kröger, Wolfsteller, Fitschen (ab Januar 1959), Kosin (dessen Lehrauftrag mit dem Winterhalbjahr auslief), Dr. Stahlenbrecher, Dr. Dzewas; dazu kommen neu die Studienreferendare Bertheau, Kaiser, Klein, Witte und Marotzke.

Kaum hatte das neue Schuljahr begonnen, erkrankte Koll. Dr. Schmidt so ernstlich, daß er seine ihm so lieb gewordene, verdienstvolle Tätigkeit am Christianeum endgültig aufgeben mußte. Sein Ausscheiden bedauern wir

um so mehr, als wir mit ihm zugleich den vortrefflichen Schriftleiter unseres Mitteilungsblattes verlieren. Wir wünschen ihm baldige Besserung seines Gesundheitszustandes und ein noch recht langes otium cum dignitate.

Um eine würdige Gestaltung der Gedenkfeier zum 17. Juni[1]) machten sich in diesem Jahre die Präfekten höchst verdient. Die eigentliche Feierstunde am 16. Juni unter der Leitung von Urs Aschenbrenner war eingerahmt von aktuellen Vorträgen mit anschließender Diskussion.

Am 15. 6. sprach Freiherr Gösta v. Uexküll über die Frage „Wiedervereinigung – warum und wie?", am 18. 6. Universitätsprofessor D. Kraus über „Die politische Verantwortung eines Christen in Ost und West."

Am 25. 6. verstand es Universitätsprofessor D. Thielicke, der gleichfalls von den Präfekten für einen Abend gewonnen war, meisterhaft, in der überfüllten Aula seine Hörer mit einem glänzenden Vortrag über „Die Frage nach dem Sinn unseres Lebens" zu fesseln.

Am 22. und 23. 6. erfreute uns die Klasse 12b unter der Leitung von Koll. Paschen mit einer ausgezeichneten Aufführung von Priestleys Schauspiel „Ein Inspektor kommt".

Zum Schluß dieses Berichtes seien noch die wie alljährlich heiß ersehnten Klassenreisen, die wieder so schön waren, erwähnt und das nach 3 Jahren „fällige" Sommerfest der Schule am 4. 7., worüber noch an anderer Stelle berichtet wird.

Lange

AUS DER ABITURIENTEN-ENTLASSUNGSFEIER

Abschiedsgruß des Oberpräfekten Karl-Herbert Blessing

Liebe Abiturienten!

An den Anfang möchte ich ein Wort von Otto Heinrich Kühner stellen: „Könntet ihr doch alle noch schwärmen! Es ist der Anfang aller Menschlichkeit, Versöhnung und Liebe und das Recht eurer Jugend. In politischen Büros, in Stäben, in Staats- und Parteigebäuden weisen die Männer viel Gescheitheit und Ernst, viel Verstand und Wissen auf. Aber sie schwärmen nicht mehr, sie lieben nicht mehr, sie planen und entwerfen, sie haben viel Vernunft und hohe Grundsätze und haben doch noch keinen Frieden und keine Versöhnung zustande gebracht."

Das Wort „schwärmen" ist hier in seiner alten, echten Bedeutung zu verstehen, das heißt zu allen Dingen des Lebens eine vom Seelischen her bestimmte, tiefe Zuneigung zu empfinden. Selbstverständlich ist hiermit nicht ein planloses, zielloses Sich-Verlieren in Sentimentalität und Gefühlsseligkeit gemeint. Es soll uns davor bewahren, ausschließlich den Verstand an den Anfang allen Handelns und Denkens zu stellen. Wir alle müssen uns darüber im klaren sein, daß Menschlichkeit, Versöhnung und Liebe ihren Ursprung im Gefühl haben, daß diese Grundlagen die einzigen sind, die zwischenmenschliche und damit auch zwischenvölkische Beziehungen herstellen können. Erst auf diesem Boden baut sich dann wie von selbst das Verstandesmäßige auf. Das Vorrecht der Jugend ist es, sich möglichst lange die Aufnahmebereitschaft für diese Dinge zu erhalten und sie ins rechte Verhältnis zur ratio zu setzen. Verlieren wir den Bezug zu dem Gefühlsmäßigen in uns selbst und zur Achtung jeder einzelnen menschlichen Persönlichkeit, lassen wir nur noch den Verstand entscheiden, werden wir zweifellos in der Lage sein, großartige verstandesmäßige Gebäude aufzurichten, die aber ohne Leben bleiben müssen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in politischen Büros, im Staats- und Parteiwesen große Gedanken von

---

[1]) s. nächste Nummer der Schülerzeitschrift „Die Lupe".

klugen Menschen gefaßt und erarbeitet werden. Sie weisen aus, daß ihre Schöpfer mit größtem Ernst und Wissen, den besten Absichten und bestechender Logik ihre Entwürfe entwickelt haben. Trotzdem können diese Pläne ihr gestecktes Ziel nicht erreichen, wie zahllose Beispiele der Geschichte aller Völker beweisen. Sie sind zum Scheitern verurteilt, weil sie nur noch in Zahlen, in Massen und in ganzen Volkskörpern denken. Sie haben das Verhältnis zur Natur, zum Individuum, verloren.

Ich habe diese Dinge heute und hier ganz bewußt dargestellt. Sie sollen für euch eine Mahnung sein. Von euch erwartet man, daß ihr in Stellungen aufsteigt, die entscheidende Bedeutung haben im Leben unseres Volkes. Euer Verstand ist geschult; der Grund für seine Weiterentwicklung ist in der Schule gelegt. Daß ihr auf diesem Gebiet etwas leisten werdet, scheint uns gegeben. Bringt euch nicht selbst um den Erfolg, indem ihr vergeßt, daß ihr euer Ziel nur erreichen könnt, wenn hinter all eurer Arbeit der Bezug zum Seelischen nicht fehlt. Darum hört nicht auf zu schwärmen. Den rechten Ausgleich zu finden zwischen Verstand und Gefühl wünschen wir euch.

Dankesworte des Abiturienten Ulrich Kirsch an die Schule

Es ist für Abiturienten wohl immer ein seltsames Gefühl, nach 13 Jahren Eingespanntsein in einen vorgeschriebenen Ablauf nun auf einmal frei zu sein und wählen zu können und auch wählen zu müssen. Bisher war ja der Lebensweg vorgezeichnet, nun aber steht man vor der Notwendigkeit, seine meist endgültige Fortsetzung sich selbst überlegen zu müssen, eine Entscheidung, die einmal gefällt, für immer gelten soll. Cicero schreibt in „De officiis" — diese Stelle war unsere Abiturarbeit — über die Wahl der Lebensform. Er unterscheidet dabei 4 Gruppen von Menschen. Die erste läßt sich bei ihrer Wahl von der Meinung der Masse leiten, d. h. sie wählt einen Modeberuf. Die zweite folgt den Vorschriften der Eltern, eine dritte findet durch einen Glückstreffer ohne eigenes Verdienst den für sie richtigen Weg, und eine vierte, und das sind die wirklich Glücklichen, besitzt infolge ihrer Bildung die Fähigkeit und den freien Raum, die richtige Entscheidung zu treffen.

Natürlich hat sich dabei jedem von uns mehr oder weniger stark die Frage aufgedrängt, zu welcher der 4 Menschengruppen er wohl gehört, ob er die Fähigkeit besitzt, richtig zu wählen, und auch den freien Raum, der ihm alle Wege bietet. Die Frage nach dem Raum läßt sich verhältnismäßig rasch beantworten, wenn wir daraufhin unsere Schulbildung einmal ansehen. Sie umfaßt mit ihrer großen Zahl von Fächern wohl alle Bereiche des menschlichen Lebens, anfangend bei den Naturwissenschaften und endend bei der Kunst. Den Naturwissenschaften verdanken wir ein Bild der äußeren, sichtbaren Welt und ihrer Vielzahl von Erscheinungen und die Erkenntnis der inneren Zusammenhänge und die Wege zu ihrer Erklärung. Das gleiche Ziel und wohl auch den gleichen Erfolg hatten die Fächer der Geisteswissenschaften in ihrem Bereich der geistigen Welt. Auch ihnen gelang es, uns die geistige Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Welt durch alle Zeitepochen hindurch nahe zu bringen und uns die vielen Bilder zu zeigen, die der Mensch sich von sich selbst gemacht hat. Wir sahen am Anfang den Menschen der Antike in seiner bedingungslosen Abhängigkeit von den Göttern, aber doch in einer erfüllten Welt, und am Ende den Menschen der Neuzeit, der nur noch dem Nichts gegenübersteht und allein ist.

Daß wir uns mit den Werken der Natur, den Werken der Kunst und den Werken des Geistes auseinandergesetzt haben, das gibt uns den Raum, die Möglichkeit zu wohl jeder denkbaren Entscheidung, und verhilft uns zu einem Wissen um uns selbst, und wenn wir auch nicht die Gewißheit haben, wer wir sind, woher wir kommen und wohin wir gehen, es sei denn durch einen Glauben, so sind wir doch geweckt worden, selbst zu fragen und die Antwort zu suchen. Wenn wir nun wieder auf Cicero sehen, dann haben wir wohl einiges Recht, uns doch zur vierten Gruppe zu zählen.

Dafür gebührt der Schule unser Dank, d. h. eigentlich gar nicht der Schule, der Organisation, sondern unseren Lehrern, die sich jeder in seinem Fach um die Weitergabe ihrer Wissenschaft bemühen. Dabei sieht es manchmal so aus, als richteten sich die Bemühungen der einzelnen gegeneinander, doch dies erscheint verständlich, wenn man den Umfang des Stoffes betrachtet, der ja nicht aus wenigen, aufeinander abgestimmten Spezialgebieten besteht. Doch es ist ja der Zusammenklang vieler Stimmen, der die große Melodie hervorbringt, und so gesehen haben unsere Lehrer gewiß gemeinsam an uns, ihrem Werk, gearbeitet, und wir sind uns sehr wohl bewußt, daß dies im Grunde eine undankbare, weil immer unbeendbare Aufgabe ist. So bin ich sicher, im Namen aller Abiturienten zu sprechen, wenn ich dafür Ihnen, unseren Lehrern, unseren tiefsten Dank sage.

Der Direktor

Verehrte Gäste, werte Kollegen, liebe Christianeer!

Wieder ist im Jahresrhythmus unserer Schularbeit der schönste Tag gekommen, an dem das Christianeum sich anschickt, eine junge Mannschaft, die 7 Jahre mit Ernst gestrebt und an sich gearbeitet hat, aus seinem eng begrenzten Bezirk hinauszusenden in die weite Welt. Im Namen der Schule heiße ich Sie, verehrte Anwesende, die Sie gekommen sind, um heute an dieser Feierstunde teilzunehmen, vor allem die Eltern unserer Abiturienten, herzlich willkommen und danke Ihnen für Ihr Erscheinen.

Eine besondere Ehre und Freude ist es mir, heute Herrn Bürgermeister Brauer in unserer Mitte zu begrüßen. So manches Mal haben Sie, sehr verehrter Herr Bürgermeister, in früheren Jahren als Oberhaupt der Stadt Altona Ihr Interesse an der Arbeit des Christianeums durch Ihre Anwesenheit bei der Reifeprüfung bekundet. Um so mehr freut es uns, daß Sie in angenehmer Erinnerung an diese Zeit — so dürfen wir hoffen — den Wunsch hatten, an dem heutigen Tage wieder einmal das Christianeum mit Ihrem Besuch zu beehren.

Sodann habe ich die Freude, als Behördenvertreter Herrn Bezirksdirektor Dr. Kunze zu begrüßen.

Mein besonderer Gruß gilt schließlich den gewählten Vertretern der Elternschaft, des Vereins der Freunde des Christianeums und der Vereinigung ehemaliger Christianeer, den Direktoren und Rektoren der uns enger verbundenen Schulen sowie unseren verehrten Emeriti, die auch in diesem Jahre durch ihr Erscheinen ihre Verbundenheit mit dem Christianeum bekunden.

Zu diesen altvertrauten Teilnehmern gesellt sich dann aber auch heute wieder noch eine Schar von Gästen, die ich, zumal sie vielfach die Mühe eines weiten Weges nicht gescheut haben, mit ganz besonderer Freude willkommen heiße: die ehemaligen Christianeer, die vor 25, 40 oder 50 Jahren ihr Abiturienten-Examen an dieser Anstalt bestanden.

Meine Herren Jubilare, das Christianeum dankt Ihnen, daß Sie die Gelegenheit wahrgenommen haben, das durch die Zeit und die Verhältnisse gelockerte Band wieder zu festigen, und wünscht Ihnen ein paar schöne Stunden im Kreise Ihrer ehemaligen Kameraden in Ihrer alten Schule. Gewiß, es ist nicht die alte traute Schule in der Hohenschulstraße, mit der Sie die vielen persönlichen Erinnerungen verbinden. Aber ungebrochen ist — das werden Sie hoffentlich spüren — der Geist dieser ehrwürdigen Schule und der Wille ihrer Lehrerschaft, wie damals Sie so auch heute die ihr anvertraute Jugend zu Menschen zu bilden und tüchtig zu machen für das Leben.

Der Anlaß unserer heutigen Feierstunde sind Sie, meine lieben Abiturienten, die Sie nach glücklich bestandenem Examen nun auch die Schule mit dem Zeugnis der Reife verlassen. Doch bevor ich mich Ihnen zuwende, gilt es noch, uns eines besonderen Umstandes in unserer Feierstunde bewußt

zu werden. An diesem Tage, der für die hier heute versammelten Abiturienten — diesjährige wie ehemalige — in ihrem Leben immer ein Tag schöner Erinnerung bleiben möge, haben wir nämlich noch eines Jubiläums zu gedenken, das unsere Schule selber begehen kann: sind doch genau 50 Jahre vergangen, seit im Jahre 1909 um diese Zeit die ersten Realgymnasial-Abiturienten das Christianeum mit dem Zeugnis der Reife verließen. Es ist daher nicht bloß naheliegend, sondern eine Pflicht der Pietät, daß wir an diesem Tag noch einmal in einer kurzen Rückschau den Blick auf unser für die Entwicklung der Anstalt bedeutsames Realgymnasium richten, von dem wir heute nicht ohne eine gewisse Wehmut Abschied nehmen, und in einigen knappen Bildern die Erinnerung an die jüngere Schwester unseres humanistischen Gymnasiums im Christianeum festzuhalten versuchen.

Daß Bücher ihre Geschichte haben, ist bekannt: habent sua fata libelli. Daß dasselbe auch von den Akten über die Geschichte unserer Schule gelten kann, mußte ich mit Betrübnis wahrnehmen, als ich mir ein zuverlässiges Bild von dem Leben und der Entwicklung des Realgymnasiums an unserem Christianeum verschaffen wollte. Wurde mir doch von den zuständigen Behörden übereinstimmend gesagt, daß die im Zuge des Groß-Hamburg-Gesetzes von Schleswig-Holstein übergebenen Schulakten des Altonaer Christianeums seinerzeit wegen Platzmangels sämtlich verbrannt worden seien. Zum Glück beruhigte ich mich nicht bei dieser mir unfaßbaren Erklärung, und mein philologisch geschulter Spürsinn wurde nach langwierigem und mühevollem Suchen belohnt. Auf Grund der Hinweise des Kultusministeriums in Kiel und des Landesarchivs in Schleswig fand ich schließlich die schon verloren geglaubten verschollenen Akten in vorbildlicher preußischer Verwaltungsarbeit fein säuberlich geordnet in der Außenstelle des Hamburger Staatsarchivs, wohin sie trotz aller gegenteiligen Erklärungen bei der Überleitung 1938 gelangt waren. Ich kann aus dieser reichlich fließenden Quelle nur einiges, was mir für unseren Zweck geeignet erscheint, herausheben.

Daß im Schulwesen um die letzte Jahrhundertwende etwas Neues im Werden war, das immer ungestümer sein Recht forderte und dem man auch am Christianeum, wenn auch etwas widerstrebend, seine Berechtigung nicht versagen konnte, läßt sich noch sehr schön aus einem interessanten Dokument ablesen:

Wir schreiben das Jahr 1896. Die Schleeschule feiert ihr 25jähriges Bestehen. Da will unter den Glückwünschenden das Kollegium des ehrwürdigen königlichen Christianeums nicht fehlen. In der Glückwunschadresse kann man jedoch nicht umhin, mit dem Gefühl einer gewissen Überlegenheit der eigenen Schule auf die Bewegungen zurückzublicken, die zu der neuen Schulform geführt hatten: „Als sich vor 100 Jahren das deutsche Volk aus den Banden des französischen Wesens losrang, herrschte bei den führenden Geistern die Überzeugung, unsere ganze Bildung wurzele so tief im altklassischen Boden, daß die edleren Seelenkräfte der deutschen Jugend durch keine Unterweisung sicherer gelenkt und zu höherer Selbständigkeit entwickelt werden könnten als in den Bahnen des klassischen Altertums; die Griechen zumal, welche die fruchtbarsten Keime der Kultur in drei Weltteilen ausgestreut haben, denen wir Unerreichtes in Kunst und Wissenschaft, die Idee eines geordneten Staatslebens, die Musterbilder edler Menschlichkeit verdanken, seien unserer Geistesart so verwandt, daß sie immerfort Basis der höheren Bildung bleiben müßten. Der Pietät gegen diese bahnbrechenden Führer verdanken wir die herrlichsten Erzeugnisse unserer Nationalliteratur. Als Goethe Hermann und Dorothea geschaffen hatte, nahm er für sein Gedicht keinen höheren Ehrentitel in Anspruch als den eines Nachhalls homerischen Gesanges. Und die wissenschaftlichen Leistungen, durch welche Deutschland die Überlegenheit seiner literarischen

Bildung bestätigte, wurden mit gutem Grund auf die sorgfältige Pflege der Altertumsstudien zurückgeführt. Wir dürfen hier eines ehemaligen Zöglings des Altonaer Gymnasiums gedenken, Theodor Mommsens, seiner Geschichte und seiner Forschungen über Recht und Verwaltung des römischen Staates." – Erst nach dieser Feststellung wird dann gesagt, daß, während die höheren Schulen solange unter dem Zeichen des Humanitätsideals fast ausschließlich von solchen besucht wurden, denen die Universität den Abschluß ihrer Bildung bringen sollte, nunmehr sich immer dringender auch in jenen Volkskreisen, die sich den praktischen Lebensberufen zuwandten, der Anspruch auf eine allgemeine höhere Bildung geltend machte, besonders seitdem die industriellen und kommerziellen Interessen höhere Anforderungen stellten und die Erforschung der Natur und die Entdeckung der mechanischen Gesetze neben den Geisteswissenschaften eine immer mächtigere Ausdehnung gewannen. „Das führte auch zur Gründung der Anstalt, mit der wir uns eins wissen", so heißt es sehr schön in jener Glückwunschadresse, „in dem Bestreben, die vaterländische Jugend auszurüsten mit den edelsten Gütern, die uns vertraut sind."

Es hat denn auch keine 7 Jahre gedauert, da sieht sich mein damaliger Amtsvorgänger Gymnasialdirektor Arnold gezwungen, bei seiner vorgesetzten Behörde, dem preußischen PSK in Schleswig, den Antrag auf Einrichtung eines realgymnasialen Zuges am Christianeum zu stellen: „Während im Schuljahr 1901", schreibt er, „sich nur 12 Schüler der Untertertia an dem englischen Ersatzunterricht beteiligten, nahmen im Schuljahr 1902 von den 48 Untertertianern 21 daran teil. Fast der Hälfte der Schüler oder deren Eltern ist also der Unterricht im Englischen und ein verstärkter Unterricht im Französischen und im Rechnen wertvoller als der Unterricht im Griechischen." Die Erklärung für diesen Umstand liege zweifellos in dem vorwiegend auf Handel und Industrie gerichteten Sinn der hiesigen Bevölkerung; ihr erschienen, so meint er, mit elegisch klingendem Unterton, die neueren Sprachen eben wichtiger für das praktische Leben. Es sei auch nicht einzusehen, daß sich hieran in den folgenden Jahren etwas ändern werde. Dann aber würde die Einrichtung eines realgymnasialen Zuges im Interesse der Anstalt und ihrer Zöglinge liegen.

Zwar galt es, bis zur endgültigen Durchführung noch manche Widerstände zu überwinden; aber die auf diesen Antrag erfolgende Bewilligung der realgymnasialen Untertertia ist die eigentliche Geburtsstunde unseres Realgymnasiums gewesen. Der allgewaltige Althoff im preußischen Kultusministerium hat dann schließlich am 4. 1. 1906 die Auflassung zum Ausbau des Realgymnasiums gegeben, und 3 Jahre später, also vor 50 Jahren verließen nach voraufgegangener gründlicher Revision, in der der Provinzialschulrat Geheimrat Dr. Brocks die Schule 3 Tage von unterst zu oberst kehrte, die ersten Realgymnasiasten das Christianeum mit dem Zeugnis der Reife.

Auf den die detaillierteste Kleinarbeit verratenden Bericht an den Minister erfolgte durch diesen die offizielle Anerkennung des Realgymnasiums am Christianeum durch Erlaß vom 2. 4. 1909, dessen Schlußsatz ich Ihnen, zumal er für einige als Anregung dienlich sein könnte, nicht vorenthalten möchte: „Im übrigen ist aufgefallen, wie wenig entwickelt die Handschrift der Prüflinge ist. Da diese ausnahmlos von unten auf Schüler des Christianeums gewesen, auch sichtlich zu sauberer Arbeit angehalten worden sind, muß angenommen werden, daß in der angegebenen Tatsache die Folgen eines tiefer liegenden Schadens zu Tage treten, auf dessen Beseitigung Bedacht zu nehmen sein würde."

Seitdem haben 50 Jahre lang Realgymnasial-Abiturienten das Christianeum mit dem Zeugnis der Reife verlassen. Über diese Zeit wissen die Akten, die eine peinlich saubere, oft uns geradezu pedantisch anmutende Verwaltungsarbeit erkennen lassen, viel Interessantes, gelegentlich auch Amüsantes zu

berichten. So muß z. B. des Hauses redlicher Hüter bei der gehäuften Arbeitslast einer Doppelanstalt mitunter mehr als gut in sich den Drang verspürt haben, seinen Ärger durch eine allzu betonte Neigung zur Flasche zu kompensieren, und Trost in einer übertriebenen Wertschätzung alkoholischer Getränke gesucht haben. In einem Revisionsbericht heißt es: „Schließlich darf es nicht verschwiegen werden, daß der Schuldiener — der Name sei hier schamhaft verschwiegen — der sonst seinen anstrengenden Dienst gewissenhaft tut, wiederholt Neigung zu Spirituosen zu erkennen gegeben hat. Er ist wiederholt angetrunken gewesen und seine Atmosphäre ist zu Zeiten recht bedenklich. Wie der Direktor so habe auch ich schon früher den sonst brauchbaren Mann unter vier Augen nachdrücklich gewarnt und ihn auf die Folgen aufmerksam gemacht, die das Trinken für ihn haben würde. Er hat versprochen, sich in strenge Selbstzucht zu nehmen; und in der Tat wurde zur Zeit der Revision keine besondere Klage über ihn geführt. Jedenfalls werden aber ernste Maßnahmen notwendig werden, wenn er von seiner Leidenschaft nicht läßt." Hoffen wir, daß sie nicht notwendig geworden sind, wenngleich es nicht ganz sicher ist. Jedenfalls gibt bei der nächsten Revision auf die Frage des inspizierenden Schulrats, ob Klagen gegen den Schuldiener vorzubringen seien, der Direktor die diplomatische Antwort, daß „derselbe seine Pflicht tue, wenn er angehalten werde."

Interessant ist, wie die politischen Ereignisse der 30er Jahre auch in den Akten der Schule ihren Niederschlag gefunden haben. Die realgymnasiale Seite muß da besonders anfällig gewesen sein. Mehrmals sind stramme „Kämpfer für die Bewegung" durch das Abiturienten-Examen gefallen. Da wiederholt sich immer dasselbe Bild: SA-Sturmbannführer und höhere Parteidienststellen bemühen sich mit bombastischen Eingaben um eine Revision des Prüfungsbescheides. Erfreulich ist aber in allen Fällen die aufrechte Haltung des Prüfungsausschusses, der dabei bleibt, daß man von gewissen Mindestforderungen nicht abgehen könne, so z. B. selbst gegenüber einer Beschwerde an den Minister, die die Unterschrift trägt:

„Eine deutsche Mutter von 4 Kindern, die mit meinem Mann im Dienste unseres geliebten Führers stehen, in der SA, der Hitler-Jugend und als Führerin einer BDM-Gruppe.

Heil Hitler!
Pgn. N. N."

Ein dramatischer Papierkrieg zwischen Altona, Schleswig und Berlin endet auch in diesem Falle — sehr ehrenvoll für den Prüfungsausschuß wie für das PSK — mit dem Ergebnis: Es bleibt bei der getroffenen Entscheidung.

Das anschaulichste Bild von dem inneren Schulbetrieb an unserem Realgymnasium geben die in gewissem Abstand vom zuständigen Departementsrat des PSK vorgenommenen Revisionen. Sie berühren nahezu alles; angefangen bei den Äußerlichkeiten: Zustand des Gebäudes, der Klassenräume, der Sammlungen, der Bibliothek, Reinlichkeit des Klassenschmucks, Papier auf dem Schulhof, Staubverhältnisse in der Turnhalle mit einem unvermittelten Seitenhieb des Inspizienten, „das Christianeum sei seines Wissens die einzige Anstalt, in der Turnschuhe nicht eingeführt seien", Körperhaltung und Benehmen der Schüler, Überbürdung, Führung der Hefte und der Klassenbücher, Disziplinarfälle, Verbindungswesen, Strafen, keine consilia am Realgymnasium; dann werden auch die Lehrkräfte unter die Lupe genommen und die einzelnen Lehrgegenstände durchleuchtet mit den mannigfachsten, oft bis ins einzelne gehenden Bemerkungen über die Korrektur der Klassenarbeiten und die Methodik, so z. B. zur Rechtschreibung mit der Glosse: „Für ein Realgymnasium sei besonders wichtig die Übung von Wörtern aus dem Griechischen Mythe, Charakter, Theater und im Hinblick auf den mathematischen und physikalischen Unterricht Kathete, Hypotenuse, Rhythmus, Elektrizität usw."

So erhalten wir einen tiefen Einblick in das innere Leben der Schule. Eine Legende muß ich allerdings zerstören, als ob es eine Zeit gegeben habe, in der das humanistische Gymnasium ernstlich in Gefahr war, völlig in den Sog des Realgymnasiums zu geraten:
Nach dem 1. Weltkrieg war wie auch an anderen höheren Schulen die Schülerzahl des Christianeums zusammengeschmolzen. Sie betrug in ihrem Tiefstand 294. Aber der Gedanke einer Umwandlung des Gymnasiums wurde, nachdem sich die Elternschaft sehr energisch dagegen gewandt und auch der Oberbürgermeister in Übereinstimmung mit der Bürgerschaft sich für die Beibehaltung ausgesprochen hatte, auf der Konferenz vom 1. 12. 1921 vom Kollegium unter dem Vorsitz des zuständigen Provinzialschulrats Dr. Kronsbruch auf das entschiedenste zurückgewiesen.

Nach dem 2. Weltkrieg hat das Christianeum dann immer stärker mit der entgegengesetzten Schwierigkeit zu kämpfen gehabt: nicht mit einem Mangel, sondern dank dem guten Ruf, dessen es sich in Elternkreisen zu erfreuen hatte, mit einem Überfluß an Schülern. Das Nebeneinander beider Züge des Christianeums war ganz nach dem Sinn der Elternschaft in den Elbgemeinden, wie dies das Anschwellen der Schülerzahl auf schließlich über 1000 beweist; und das macht das jahrelange zähe Bemühen um die Beibehaltung unserer aus den Bedürfnissen herausgewachsenen Schulform verständlich. Hinzukam, daß das Realgymnasium nicht mehr von bloßen Nützlichkeitserwägungen bestimmt wurde, sondern seit der Richertschen Schulreform auch eine tragende Bildungsidee erhalten hatte, wie sie das humanistische Gymnasium seit langem besaß. Und ebenso hatte das Kollegium in jahrelanger Arbeit immer tiefer erkannt, wie starke und wertvolle pädagogische Impulse von der gegenseitigen Durchdringung beider Schultypen ausgingen. So haben sich Schule und Elternschaft des Christianeums nur schweren Herzens mit der Lösung abgefunden, sie mußten sich schließlich dem einzigen entscheidenden Argument der zu großen Schülerzahl beugen, die das fruchtbare innere Leben des Schulorganismus zu gefährden drohte.

Heute, wo nun die letzten Abiturienten unseres Realgymnasiums nach seinem 50jährigen Bestehen die Schule verlassen, gedenken wir mit Stolz und Dankbarkeit seiner Leistung; sind doch nicht bloß viele für das Leben tüchtige Männer aus seinen Reihen hervorgegangen, sondern unser Schultyp ist als das Realgymnasium des Altonaer Systems sogar in die Geschichte des deutschen Bildungswesens eingegangen.

So ist unser Realgymnasium vor allem auch nicht wegzudenken aus der traditionsreichen Geschichte des Christianeums, und wir erfüllen eine Ehrenpflicht, wenn wir an seinem 50jährigen Jubiläum die Gelegenheit wahrnehmen, hier heute in dieser Abschiedsstunde noch einmal in einem Rückblick die Erinnerung an die jüngere Schwester unseres humanistischen Gymnasiums im Christianeum festzuhalten, und ihr in unsern Herzen die verdiente Anerkennung zusichern.
Abschiednehmen wollen wir heute nun aber auch von 85 stolzen Abiturienten, die durch das Fegefeuer der Reifeprüfung, wenn auch einige etwas angesengt und mitgenommen, aber doch schließlich alle glücklich hindurchgekommen sind.
Ich kann die freudigen Gefühle nachempfinden, die Sie, meine lieben jungen Freunde, heute beseelen, wo Sie das Ziel jahrelanger Mühen erreicht sehen und sich nun anschicken, den Schauplatz so mancher freudvoller — so hoffen wir — vielleicht auch einiger leidvoller Erinnerungen, die dann aber schnell vergessen sein mögen, zu verlassen. Wir alle, insbesondere Ihre Eltern und Lehrer, freuen uns mit Ihnen über Ihren schönen Erfolg und begleiten Sie in dieser Scheidestunde mit den besten Wünschen für Ihren weiteren Lebensweg; möge er unter Gottes gnädigem Schutze stehen. Daß dieser Abschied keine Trennung von Ihrer alten Schule zu sein braucht, das sollte die Anwesenheit unserer zum Teil von weither herbeigeeilten Jubiläums-Abiturienten, die ich anfangs mit größter Freude willkommen geheißen habe, Ihnen zeigen.

Unser Oberpräfekt hat vorhin mit erhobenem Finger an ein sehr ernstes Problem unserer Menschenbildung gerührt. War ich auch einen Augenblick ein ganz klein wenig beunruhigt über seine Mahnung an Sie, über dem Verstand, den Sie in der Schule zu gebrauchen gelernt hätten, das Schwärmen nicht zu vergessen, als ob das Christianeum Ihnen da vielleicht etwas schuldig geblieben wäre, so war ich doch erfreut über die Worte Ihres Sprechers, der der Schule und ihren Lehrern den Dank glaubte aussprechen zu sollen für die durch den Zusammenklang vieler Stimmen hervorgerufene große Melodie, die Sie an unserm Christianeum so beglückend vernommen hätten.

Deswegen bin ich überzeugt, daß Sie auch meine Worte richtig in sich aufnehmen werden: Wenn Sie Zweifel äußern und Kritik üben in unserer Schule gelernt haben, so haben Sie damit eine bewunderswerte Waffe des Menschen sich erkämpfen gelernt. Mögen Sie aber über der Freude am Gebrauch des Verstandes nicht das θαυβεῖυ, das ehrfurchtsvolle Staunen als unversiegbare reiche Kraftquelle des Gemüts vergessen. Ich möchte Ihnen daher wünschen, daß Ihnen, um die harten Kämpfe des Lebens, die keinem von Ihnen erspart bleiben werden, zu bestehen und sich als Persönlichkeit zu bewähren, Stärke im Wollen, aber auch Kraft im Glauben und Mut im Hoffen beschieden sein mögen.

Und auch das zweite, um das keine Schülergeneration, die es ernst mit sich meint, herumkommt, hat Ihr Sprecher bereits angerührt, das Problem der Freiheit. Sie glauben, sich zu den wirklich Glücklichen, dem rarum genus, wie es in Ihrer lateinischen Examensarbeit hieß, im Sinne Ciceros zählen zu dürfen, die dank ihrer durch die Schule erworbenen Bildung in echtem Verantwortungsgefühl die Fähigkeit und den freien Raum besitzen, die richtige Entscheidung für ihren weiteren Lebensweg zu treffen und sich tüchtig zu machen für die Anforderungen, die der Lebensberuf an Sie stellen wird. Sie sollen aber auch wissen, daß Sie zugleich auch an sich arbeiten müssen, um daneben auch die Aufgaben zu erfüllen, die die Gemeinschaft, in die Sie hineingestellt sind, von Ihnen erfordert, d. h. um Staatsbürger zu werden, die an der Lösung der politischen Aufgaben unserer Zeit mitwirken wollen. Und da will mir scheinen, haben Sie, meine lieben Abiturienten, in der Schule uns bereits erfreuliche und hoffnungsvolle Zeichen der Aufgeschlossenheit für die Ihrer hier wartenden Pflichten gegeben in einem Sektor, den ich als eine Vorschule staatsbürgerlichen Handelns bezeichnen möchte. Für den Ausbau der Schülermitverwaltung haben Sie einen wertvollen Beitrag geleistet und als Präfekten in eigener Initiative und mit großer Selbstverantwortung eine Fülle von Aufgaben zum Wohle der Schulgemeinde in Angriff genommen. Sie waren bestrebt, das kulturelle und politische Leben am Christianeum Ihrerseits durch Diskussionsabende zu beleben, Sie haben aktuelle Filmabende eingerichtet, den Sport durch Veranstaltung von Wettkämpfen gefördert, das musikalische Leben durch eine neu gegründete Arbeitsgemeinschaft erweitert, waren um die Gestaltung der freiwilligen Andacht bemüht und haben in der Schulgemeinde vor allem das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit unsern Volksgenossen jenseits des eisernen Vorhangs auf die verschiedenste Weise zu beleben und zu stärken gesucht. Es ist mir daher ein Bedürfnis, Ihnen allen, die Sie hier in selbstlosem Einsatz mit am Werke waren, Dank und Anerkennung zu sagen, insbesondere dem Oberpräfekten Hans Ulrich Meyn, den das allgemeine Vertrauen sogar in das Amt des Landesschulsprechers berief, und seinem Stellvertreter Michael Borgmann; ebenso aber auch den Herausgebern der Lupe Bernd Haustein und seinen engeren Mitarbeitern, die so viel Zeit und Mühe für den Erfolg dieser Schülerzeitschrift aufgewandt haben. Da beide, Präfektur und Schülerzeitschrift, schließlich doch Ausdruck desselben Wollens sind, bleibt nur zu wünschen, daß das, was diesem Jahrgang hier noch versagt blieb, der neuen Mannschaft gelingen möge: ihre Anstrengungen auf das gemeinsame Ziel hin zu koordinieren, gilt doch auch hier das Wort ‚in unitate robur'.

Wenn im alten Rom dem Staat Gefahr drohte, faßte der Senat den berühmten Beschluß: Videant consules, ne quid detrimenti capiat res publica. „Mögen die Konsuln darauf sehen, daß der Staat keinen Schaden nehme." Natürlich konnte das nur gelingen, wenn den Konsuln die Mitkämpfer nicht fehlten. Möge das auch in unserem Gemeinwesen in der Stunde der Gefahr immer der Fall sein. Ich möchte hoffen, daß unser heute hier anwesender „Konsul" die Gewißheit von uns mitnimmt, daß das Christianeum in dem ihm gewiesenen Rahmen sich auch seiner hohen staatspolitischen Aufgabe bewußt ist, in seinen Schülern Gemeinschaftssinn zu wecken und sie zu praktischer Staatsgesinnung zu erziehen, insbesondere sie aufzuschließen für die Mahnung, die am Rathaus unserer Vaterstadt steht: Libertatem, quam peperere maiores, digne studeat servare posteritas, und sie zu der Erkenntnis zu bringen, daß Frieden und Freiheit immer neu in harten Kämpfen errungen werden müssen.
Da ich weiß, meine lieben Abiturienten, daß es dann schlecht um ein Gemeinwesen bestellt ist, wenn sich nicht genügend Männer finden, die den Dienst an der Gemeinschaft als eine sittliche Verpflichtung fühlen, kann ich Ihnen in dieser Stunde keinen besseren Leitspruch mit auf Ihren Lebensweg geben als das Wort Wolfgang Borcherts, das dem Buch, welches ich als diesjährige dankenswerte Spende des Senats in Ihre Hände legen darf, als Widmung vorangestellt ist:

„Hamburg – unser Wille zu sein".

Bürgermeiser Max Brauer

Herr Direktor Lange, meine verehrten Damen und Herren,
liebe Abiturienten!
Wenn ich hier heute in dieser Feier das Wort nehme, muß ich mich bei dem umfassenden Programm auf einige kurze Ausführungen beschränken. Zunächst möchte ich den Abiturienten, ihren Eltern und Angehörigen und auch dem Lehrerkollegium meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen. Lehrer, Eltern und nicht zuletzt die Abiturienten selbst haben nun die Zeit des Hangens und Bangens hinter sich gebracht.
Manch einer unter ihnen mag stolz erklären: „Mich hat das alles nicht berührt!"; aber ich habe daran meine Zweifel, selbst bei denen, für die das Ergebnis vorher als absolut sicher galt. Nun jedoch können sich alle der reinen Freude hingeben. Das Lehrerkollegium des Christianeums kann mit besonderer Befriedigung die Tatsache herausstellen, daß alle seine Schüler, die sich zur Prüfung stellten, erfolgreich durch das Examen gekommen sind.
Zugleich mit dem Christianeum haben an vielen Hamburger Schulen die Abiturienten ihre Schulzeit beendet. Ich habe nur die Einladung zu dieser Feier annehmen können, denn mit dem Christianeum verknüpfen mich besondere Bande. Das Christianeum war die einzige humanistische Bildungsanstalt in Altona, deren Verwaltung in den Jahren von 1919—1933 in meinen Händen lag.
Schon vor dem ersten Weltkriege hatte eine Bewegung eingesetzt, die der Real- und Oberrealschule oder auch dem Realgymnasium vor dem rein humanistischen Bildungsweg den Vorzug geben wollte. Es gab viele Stimmen, die dem humanistischen Gymnasium ein baldiges Ende voraussagten. Wilhelm von Humboldts Schöpfung, das neuhumanistische Gymnasium, wurde als lebensfremd weithin abgelehnt.
Die geistige Krise unserer Zeit hat nach den Jahren der Diktatur und des zweiten Weltkrieges einen Umschwung herbeigeführt.
Die Auffassung von der höheren Schule als einer Anstalt der Charakterbildung und nicht der Darbietung von Wortwissen, einer Stätte der Vermittlung einer geistigen Grundlage, die im modernen Leben immer wieder Ausgangspunkt einer sicheren Entscheidung in kritischen Situationen sein kann, diese Auffassung hat das humanistische Gymnasium wieder in den Vordergrund gerückt.

An die jungen Abiturienten werden in diesen Tagen von Eltern und Freunden noch manche guten Ermahnungen gerichtet werden. Viele werden die Worte hören: „Nun beginnt der Ernst des Lebens!" Die meisten von ihnen werden das abschütteln und denken: „Nun laßt uns nach all den guten Ratschlägen und dem Drängen endlich in Ruhe!" Viele werden nach den Jahren des Lernens den Wunsch haben: „Nun aber Schluß mit allem Pauken; wir werfen unsere Bücher und Hefte in die Ecke und wollen sie nicht mehr sehen!"

Trotzdem möchte ich Ihnen einige Worte mit auf den Weg geben. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere später einmal daran.

Ihnen ist nun die Maturität, die Reife, zugesprochen worden. Dieser Begriff umfaßt die Entwicklung der geistigen, sittlichen und ästhetischen Fähigkeiten und somit die Bildungsgrundlage, auf der unsere abendländische Kultur beruht. An wenigen Punkten wird sich immer beweisen lassen, inwieweit Ihr Leben davon bestimmt wird: Achtung und Ehrfurcht vor jedem Menschen, jedem Individuum, ohne Rücksicht auf seine soziale und wirtschaftliche Stellung. Darüber hinaus aber eine Einstellung zu allen Menschen und Völkern, wie sie der französische Dichter Exupéry so schön formuliert hat: „Wer in meiner Kultur anders ist als ich, verletzt mich durchaus nicht, er bereichert mich. Unsere Gemeinschaft, die mehr bedeutet als wir selbst, beruht auf dem Menschen. So sind abendländische Diskussionen weit entfernt, unserer Bruderschaft zu schaden, sie schließen sie dichter; denn keiner will sein eigenes Echo vernehmen oder sich in einem Spiegel betrachten. Im Menschen finden sich ebenso die Franzosen Frankreichs wie die Norweger Norwegens wieder. Der Mensch verknüpft sie in seiner Einheit, während er gleichzeitig, ohne sich zu widersprechen, seine besonderen Eigentümlichkeiten hervorhebt. Auch der Baum drückt sich durch Zweige aus, die keine Ähnlichkeit mit den Wurzeln haben. Wozu Haß? — Wir sind alle Schicksalsgefährten, vom gleichen Stern durch den Raum getragen. Wir sind die Mannschaft eines Schiffes. Und wenn Gegensätze der Kulturen wertvoll sind, weil sie immer neue Ergänzungen erlauben, so ist es ungeheuerlich, daß sie einander vernichten."

Und nun das Letzte: Ich habe im Leben viele Menschen kennengelernt, die durch die höhere Schule gegangen waren und nach fünf Jahren eigentlich alles vergessen hatten, was ihnen die Schule auf den Lebensweg mitgegeben hatte. Ein großer Teil blieb bei dem stehen, was die Schule sie gelehrt hatte. Welch ein Aufwand ward hier schmählich vertan!

Alle Bewunderung für die griechische Kultur darf nicht in Rückschau enden. Wir leben nicht in einer fertigen Welt. Täglich tun sich neue Probleme auf. Unser Weltbild ist durch die Erkenntnisse der Wissenschaft völlig verändert worden. Namen, wie Albert Einstein, Planck, Bohr oder Heisenberg bezeichnen diese Wandlung, die das Weltbild der atomaren Physik heraufführte. Leben ist Erneuerung, biologisch und geistig. Daher lernt, um zu leben, oder auch lebt, um zu lernen! Unsere Aufgabe ist auf die Zukunft gerichtet. Das Leben der Vergangenheit, die Rückschau kann nur helfen, unser Menschendasein zu begreifen, und uns befähigen, die Zukunft sinnvoll zu gestalten. Der formale Bildungsweg hat Ihnen, den Abiturienten, das Tor geöffnet, so daß Sie leichter mit dem Leben fertig werden können. Doch die eigentliche Aufgabe beginnt erst jetzt. Das ist, das Leben zu meistern. Gesundheit, Wohlstand und Glück, sie kommen nicht von selbst. „Wie sich Verdienst und Glück verketten, das fällt dem Toren niemals ein." Genie ist Fleiß; Stillstand im Lernen ist Rückgang. Das Lernen kann im ganzen langen Leben nie ein Ende finden. Es ist dann aber nicht Last, sondern beglückender Lebensinhalt.

So beginnen Sie, meine lieben Abiturienten, jetzt Ihren Lebensweg, der Sie zu Ihrem Beruf führen soll. Mögen Sie einen solchen Platz finden und ihn so ausfüllen, daß Sie Berufene werden im Leben.

Jubiläumsabiturient (Ostern 1909) Pastor i. R. Ludwig Grube, Überlingen (Bodensee)

Sehr verehrter Herr Oberstudiendirektor, sehr verehrter Herr Bürgermeister, Sie, liebe heutige Abiturienten, hochverehrte Mitfeiernde!

Als Sie, sehr verehrter Herr Oberstudiendirektor, mir unmittelbar vor Beginn dieser wundervollen Feier die Frage stellten, ob ich etwas „aus der Erinnerung eines Jubiläums-Abiturienten" zu sagen bereit sei, gaben Sie mir ein so umfassendes Thema, daß dieser Tag nicht ausreichen würde, es erschöpfend zu behandeln. Aber fürchten Sie nicht, verehrte Feiernde, jung und alt, daß ich Sie als 3. Redner des Tages überfordern werde. Ich habe meine Uhr auf das Pult gelegt und hoffe, daß ich mich geziemend nach ihr richten werde. Nach meinen beiden Herren Vorrednern das Wort unvorbereitet zu ergreifen, erfüllt mich wohl mit etwas Besorgnis: aber ich will es doch gerne tun.

Dem, was ich in dieser Stunde zu sagen habe, stelle ich einen Satz voran: Ich bin immer stolz gewesen, Abiturient und Schüler des — früher hieß es ja so — Königlichen Christianeums in Altona zu sein; denn der Name „Christianeum" hatte allzeit einen besonderen Klang; und hier habe ich in den drei Oberklassen, die ich besuchte, von tüchtigen Lehrern das Entscheidende für mein Leben mitgenommen. Das Entscheidende, auf das Herr Bürgermeister Brauer uns so warmherzig hinwies, liegt in dem Worte: Humanistisch. Mit meinem Herrn Vorredner bin ich darin einig, daß der Abbau der humanistischen Gymnasien, den man in weiteren Kreisen nach 1918 als „zeitgemäß" wünschte, nicht zustande gekommen ist und daß das ein großes Glück ist. Ohne das humanistische Gymnasium würden wir nicht mehr Deutsche und nicht mehr Kulturvolk bleiben, sondern wären schon der „Osten". Das „humanistische" Gymnasium, wie es das Christianeum vor 50 Jahren tat und heute genau so tut, will seinen Schülern das Wort und den Gedanken „Mensch" lebendig und groß machen. Vom Christianeum her ist das meine Lebensüberzeugung gewesen, was ich auch oft von der Kanzel aus vor großen Scharen in der Predigt gesagt habe, daß nach dem Worte „Gott" und was mit diesem Worte zusammenhängt, das Wort „Mensch" das größte Wort ist, dessen Inhalt unseren Geist erfüllen kann. Diese Erkenntnis ist die Grundlage aller Arbeit meines Lebens geworden: Mensch, das ist das Höchste; und dieses Wort kommt allen zu, vom Bundespräsidenten bis zum Allerarmseligsten. Diese auch vor 50 Jahren auf dem Christianeum gepflegte Erkenntnis hat mein Leben tief glücklich gemacht, wo immer ich schaffen durfte, besonders auch die 20 Jahre, die ich in der Hamburgischen Landeskirche das Amt innehatte — bis zur völligen Auflösung meiner Gemeinde durch die Bombennacht vom 29./30. Juli 1943. So denken auch meine 6 mitfeiernden Jubiläumsabiturienten — von den 16, die wir damals auf der Gymnasialseite waren, sind 9 nicht mehr am Leben; aber daß alle 7 noch Lebenden hier sind und ich selber sogar vom Bodensee von Überlingen für diese Feier fast 2000 km Fahrt auf mich genommen habe, zeigt unsere tiefe Verbundenheit mit „unserem Christianeum". Und die lieben 40jährigen und 25jährigen Feiernden sind mit uns darin eins: Stolz sind wir auf unser Christianeum; und die Bildung, die wir hier empfingen, hat uns tüchtig gemacht für ein langes Leben und beglückt uns bis heute hin auf das tiefste.

Sie können sich denken, was es für eine Freude für mich war, als ich die Einladung des Christianeums zu dieser Feier in weiter Ferne bekam. Es machte so froh zu erfahren: Wir sind nicht vergessen! Und die Überlinger, die uns kennen, haben sich mitgefreut, als mein Sohn ihnen scherzend erzählte: „Mein Vater soll nach 50 Jahren sein Abitur noch einmal machen, damit er seine Berechtigung behält. Hoffentlich fällt er nicht durch." Eine Freude war es, die Reise vorzubereiten und sie zu tun. Und eine ganz große

Freude ist es nun, hier zu sein. Ich bin gestern noch einmal dahin gegangen, wo das alte Christianeum stand. Ich fand dort nur Öde; aber die Erinnerung machte auch die Öde noch lebendig. Da standen sie wieder vor meinem Geiste, Lehrer und Klassenkameraden: unser Geheimrat Arnold, ganz preußisch und doch ein Mann mit ganz warmem Herzen, der mit uns Homer und als etwas besonders Feines, unvergeßlich hervorragend, griechische Lyrik trieb. Sie alle standen vor meinem Geist so lebendig. Ich kann nur etwas herausgreifen und will vorher nur sagen: Sie alle gaben uns ihr reiches Wissen und gaben uns ihr Herz. Eine Gestalt erwähne ich wegen eines besonderen Erlebnisses: unsern „Fiete Behrens". Eigentlich müßten wir respektvoll sagen: Herrn Professor Behrens. Aber wir sagten: „Fiete Behrens", und so sagen wir auch heute. Er war Landsmann von mir, Süderdithmarscher, eine mächtige Gestalt. Die Sage erzählte von ihm, daß er einmal aus dem Fenster eines oberen Stockwerkes des alten Christianeums einen Quartaner hinausgehalten habe, der nun zwischen Himmel und Erde zappelte und heilfroh war, als er wieder festen Fuß im Klassenzimmer fassen durfte. Ich hatte in Obersekunda kein Englisch mitgenommen, das „Fiete Behrens'" Fach war. In Unterprima nahm ich es dann wieder mit. Ich kam beim Lesen eines Abschnitts dran; und es ging auch. Nun war ich von einem Dithmarscher Dorf und von der Realschule einer Dithmarscher Kleinstadt gekommen, und ich war in der „Bildung" weit zurück; denn die Altonaer sind ja viel gebildeter als wir Dithmarscher. Vor allem hatte ich im Hochdeutschen den Dithmarscher Tonfall, den „Fiete Behrens" selbst sehr gut kannte. Ich hatte diesen Tonfall im ersten Jahr recht gut überwunden. Aber als ich den englischen Abschnitt vorlas, kam der „Tonfall" wieder. Und „Fiete Behrens" kam zur abschließenden Kritik: „Grube, Sie haben im Hochdeutschen den Dithmarscher ‚Tonfall' recht gut überwunden; aber Sie haben uns eben den englischen Abschnitt vorgelesen mit einem ‚Dithmarscher Englisch'." — Ich habe dann auch Fietes englischen Tonfall bald gelernt.

Gestern habe ich dann das für mich „neue" Christianeumsgebäude gesucht und dann auch schließlich gefunden — hier weit draußen. Wie kommen die Schüler nur alle hier hinaus — den weiten Weg? habe ich mich gefragt und frage ich mich jetzt auch. Doch nein, heute haben die Schüler wohl alle ein Auto. Als ich nun dies Christianeum sah, da dachte ich, obwohl die Fürsten ja nach unserem Abitur abgeschafft worden sind: Sie haben es ja wirklich fürstlich hier. Was für einen Fortschritt von damals bis heute hat doch das Christianeum gemacht! Unser Wunsch ist, daß es weiterhin „wachsen, blühen und gedeihen" möge, dabei verharrend im alten, bewährten Geiste des Humanismus!

Ihnen aber, den lieben diesjährigen Abiturienten, geben wir das Wort und den Wunsch mit: Mögen Sie, wenn Sie einst in unserem Alter die Fünfzig-Jahrfeier Ihres Abiturs begehen, auch sagen wie wir, daß Sie immer stolz geblieben sind, daß Sie Christianeer waren und im Christianeergeist Beruf und Leben führten, und wie wir mit leuchtenden Augen hinzufügen: „Es ist ein glückvolles Leben gewesen!"

Der Elternrat

Für das Schuljahr 1959/60 gehören dem Elternrat des Christianeums folgende Elternvertreter an:

Herr Hasso Eichel, Blankenese, Köhlerstraße 3
als 1. Vorsitzender

Herr Otto Degen, Hamburg 23, Blumenau 148
als stellvertretender Vorsitzender und Schriftführer

Frau Elisabeth Hoehne, Groß-Flottbek, Giesestraße 46
als stellvertretende Schriftführerin

Herr Hermann Breckwoldt
Frau Lolita Aschenbrenner
Herr Otto-Heinrich Ehlers
Frau Dr. Christensen
Herr Willi Kitzerow
Frau Lotte Breuer

Ferner als Vertreter des Lehrerkollegiums:

Herr Dr. Gustav Lange
Herr Dr. Otto Hahn
Herr Albert Paschen

DR. RICHARD SCHMIDT

Dem scheidenden Herausgeber

Mit tiefem Bedauern haben wir den unabänderlichen Entschluß unseres für das Mitteilungsblatt verantwortlichen Herausgebers Oberstudiendirektor Dr. Richard Schmidt entgegennehmen müssen. Seine angegriffene Gesundheit erlaubt ihm leider nicht mehr, die bisherige mit der Herausgabe verbundene Arbeit zu leisten. Trotz seiner im Jahre 1957 erfolgten Pensionierung hat er bis jetzt die verantwortungsvolle, viel Takt und Umsicht erfordernde Tätigkeit für uns ausgeübt. Jetzt versagen die Kräfte.

Die erste von Herrn Dr. Schmidt herausgegebene Nummer des „Christianeum" erschien im August 1950. Unser Mitteilungsblatt war damals 11 Jahre alt. Sein Erscheinen war im Mai 1939 beschlossen worden. Die erste Nummer trägt als Ausgabe-Datum den 1. Juli 1939, und als Schriftleiter zeichnete verantwortlich Herr Dr. Walter Gabe. Infolge der Kriegsverhältnisse mußte es seit 1941 in gekürzter Form als „Rundschreiben" erscheinen, die der Schriftleiter später geschickt in „Feldpostbriefe des Christianeums an seine Soldaten" abwandelte. Auch dieser Zustand fand sein Ende, als im Zuge der politischen Entwicklung die Verbindung mit der Schule abriß und später der Zusammenbruch Deutschlands erfolgte. Erst im Jahre 1948 nach der Währungsreform konnte die Arbeit von Herrn Dr. Walter Gabe wieder aufgenommen werden, der die Zeitschrift bis zu seiner Pensionierung herausgab.

Anschließend übernahm Herr Dr. Schmidt die Schriftleitung. Er hat sich mit großer Liebe und bewundernswertem Geschick der Herausgabe unseres Blattes angenommen. Genau wie sein Vorgänger hat er nicht ein fades Familienblatt erscheinen lassen, sondern hat er seinen Inhalt mit humanistischem Geist und edler Würde erfüllt, so daß es heute einen beachtlichen Rang besitzt. Stets war er bemüht, wertvolle Beiträge für die Zeitschrift zu gewinnen. Darüber hinaus hat er immer wieder selber zur Feder gegriffen und mit wissenschaftlichen Aufsätzen — ich denke dabei u. a. vor allem an: „Warum Gymnasium?", „Cäsar im Unterricht", „Rätsel der Griechen und Römer", ferner „Die Bedeutung der Musik im Leben der Griechen und Römer" und „Cicero und wir" — wesentlich zur Bereicherung unserer Zeitschrift beigetragen.

Wir bekräftigen den Dank, den wir schon wiederholt unserem bisherigen Schriftleiter aussprechen durften, mit aller Herzlichkeit und geben der Hoffnung Ausdruck, daß er, wenn jetzt auch „in Ruhe", uns weiterhin durch Beiträge erfreuen wird.

Die Schriftleitung wird von Herrn Studienrat Dr. Hans Haupt vom Christianeum, der auch Leiter der Lehrerbibliothek ist, übernommen. Wir wünschen ihm für seine Tätigkeit vollen Erfolg und bitten alle, ihn bereitwilligst zu unterstützen.

Raabe

Dem scheidenden Kollegen

Unser Kollege Dr. Richard Schmidt mußte, nachdem er nach seiner Pensionierung Ostern 1957 noch zwei Jahre lang seine Arbeit unserer Schule gewidmet hatte, nun doch infolge einer Gelenkentzündung von seiner geliebten Tätigkeit als Lehrer der Jugend Abschied nehmen. Es ist angebracht, daß wir uns bei dieser Gelegenheit und vor allem an dieser Stelle dankend daran erinnern, was seine Arbeit und seine Anwesenheit für unsere Schule und darüber hinaus bedeutete.

Erst nach manchen Wegen, Umwegen und Schicksalsschlägen kam Richard Schmidt an unsere Schule. Von seiner Heimatstadt Lüneburg aus führte der Weg ins altphilologische Studium an den Universitäten Marburg, München, Göttingen und Kiel. Als Freiwilliger nahm er am ersten Weltkrieg teil und kam mit einer Kampfgasvergiftung 1918 zurück. Schon seine Tätigkeit nach dem Staatsexamen zeigte, daß er zu jenen Lehrern gehörte, deren Arbeit an der Jugend in eine weitgespannte und vielseitige geistige und wissenschaftliche Tätigkeit eingebaut ist. So arbeitete er schon neben seiner ersten Lehrtätigkeit am Johanneum Lüneburg für die Bibliothek, das Museum und die Volkshochschule seiner Vaterstadt. Die Freizeit galt vor allem auch der Musik und dem geliebten Geigenspiel. Erst nach seiner Promotion in Kiel trat er ganz in den Schuldienst und kam an das Katherineum in Lübeck. Hier übernahm er schon bald die Ausbildung und Fortbildung der Referendare (er war inzwischen zum Oberstudienrat ernannt worden). Zu Beginn des zweiten Weltkrieges wurde er mit der Leitung des Lübecker Johanneums beauftragt. Bald darauf bewarb er sich um die ausgeschriebene Stelle eines Leiters der Winckelmannschule (Gymnasium und Oberschule) in Stendal; er wurde aus einer großen Zahl von Bewerbern gewählt und zum Oberstudiendirektor ernannt.

Im April 1945 mußte er unter Zurücklassung aller Habe Stendal verlassen und kam erst nach langen Irrfahrten wieder in die engere Heimat. 1949 wurde er von der Schulbehörde Hamburg in den Schuldienst übernommen und dem Christianeum zugewiesen. Im Jahre 1950 übertrug ihm Oberschulrat Schröder die altvertraute und liebgewordene Anleitung und Ausbildung der Referendare und setzte ihn als Fachleiter für alte Sprachen am Studienseminar Hamburg ein. Diese Stellung hatte er neben dem Unterricht am Christianeum bis zur Pensionierung Ostern 1957 inne. Daneben liefen Vorträge und Vorlesungen im Institut für Lehrerfortbildung und im Deutschen Altphilologen-Verband. Für die lebendige Art, antikes Geistesgut zu erarbeiten und zu vermitteln, zeugen auch die 1958 im Verlag Diesterweg erschienenen Arbeiten über Antigone und Oedipus (in der Reihe „Grundlagen und Gedanken zum Verständnis klassischer Dramen").

Mit Richard Schmidt hat uns ein Kollege verlassen, dem die Beschäftigung mit der Antike und die Vermittlung ihrer Werte ein heilig verpflichtender Dienst an der Gegenwart und der Not unserer Zeit war. Seine Arbeit wurde fruchtbar aus einer glücklichen Verbindung von Wissen und Begeisterung. Dazu kam jene Güte des Herzens, die, über Amt und Wissen hinaus, eine menschliche Verbundenheit stiftete, an der Schüler und Kollegen unserer Schule gleichermaßen teilhatten. Ihm mögen aus der Dreieinheit von Wissen, Begeisterung und Güte auch Ruhestand und Alter erfüllt und würdig bleiben.

Ibel

FREIHERR GÖSTA VON UEXKÜLL:

Wiedervereinigung — Warum und wie? (Auszug)

Die ehrenvolle Aufgabe, hier zu Ihnen über die Wiedervereinigung Deutschlands zu sprechen, hat in mir widerspruchsvolle Empfindungen ausgelöst. Zunächst Dankbarkeit für diese Gelegenheit, zu einem so hoch qualifizierten und aufnahmebereiten Zuhörerkreis über ein so wichtiges und ernstes Thema sprechen zu dürfen.

Dann aber auch Scheu, ehrfürchtige Scheu, gerade weil ich damit rechnen kann, ja rechnen muß, daß Worte, in diesem feierlichen Raum und an diesem besonderen Tage — dem Vorabend der 6. Wiederkehr des Volksaufstandes in Mitteldeutschland — gesprochen, im Gedächtnis des einen oder anderen vor allem meiner jungen Zuhörer haften beiben.
Ein Journalist, meinen Sie vielleicht, sollte gegen dererlei Anfechtungen der Scheu und der Bescheidenheit gefeit sein. Schließlich schreibt er ja an jedem Tag für jeden Tag — schon das Wort „jour" weist ihm ja seinen Platz zu und enthebt ihn gleichsam der Verantwortung für das, was über den Tag, über die Tagesneuigkeit, über das Aktuelle hinausragt. „Eintagsfliegen sollte man sie nennen, weil sie für den Tag schreiben", sagte einmal freundlich spottend Goethe, und so unrecht hat er mit diesem Urteil nicht, auch wenn ich in einigen Ihrer Gesichter den Wunsch zu lesen meine, mir aus Höflichkeit zu widersprechen.
Lassen Sie mir bitte meine Scheu, mein Gefühl einer besonderen Verantwortung gegenüber Ihrer Jugend und der durch Ihre Jugend bedingten gesteigerten Eindrucksbereitschaft und Eindrucksfähigkeit — ich werde versuchen, dennoch deutlich genug zu werden und aus meinem Herzen keine Außenministerkonferenz oder Pressekonferenz zu machen. Was bei solchen Anlässen gesagt wird über die Wiedervereinigung und über die stets guten Absichten der anderen Seite, lesen Sie ohnedies in den Zeitungen. Was ich Ihnen statt einer Pressekonferenz oder eines Leitartikels bieten möchte, ist nichts als eine gesprochene Skizze, einige lockere Gedanken zu dem Thema Wiedervereinigung. Wenn ich Ihnen einen Arbeitstitel geben soll (Arbeitstitel nennt man in der Journalistensprache eine Inhaltsangabe, die nur intern verwendet wird und nicht dazu bestimmt ist, als Schlagzeile gedruckt zu werden), dann würde er lauten:

Warum und wie Wiedervereinigung?

Zunächst: warum Wiedervereinigung? Darf man überhaupt so fragen, muß nicht jeder, der guten Willens ist, sei er Deutscher oder Deutschlands Freund oder Verbündeter, mit dem Bekenntnis zur deutschen Einheit beginnen? Die herrschende Meinung würde diese Frage wohl vorbehaltlos bejahen. Aber die herrschende Meinung — scheint mir — macht sich da die Sache zu leicht. Es hat keinen Sinn, ja schlimmer, es kann unseren Sinn für die Wirklichkeit trüben, wenn wir etwas als selbstverständlich hinstellen und verlangen, daß auch andere es selbstverständlich finden, was in Wahrheit nicht selbstverständlich ist.
Tatsächlich ist Deutschland in einem erstaunlichen Grade teilbar. Ein in der Weise wie Deutschland geteiltes Frankreich oder England wäre undenkbar. Diese Nationen würden einen solchen Eingriff nicht überleben. Daß Deutschland zwar unter der Teilung leidet, aber weiterlebt wie die beiden Hälften des Besens in Goethes Ballade vom Zauberlehrling, grenzt ans Wunderbare. Es ist wohl nur so zu erklären, daß die nationale Substanz, die in anderen Völkern schon längst erstarrt ist (was wohl erklärt, warum diese Völker als Nation „besser in Form" sind), in Deutschland noch formbar ist wie Ton in des Töpfers Hand oder wie Protoplasma. Die Teilbarkeit Deutschlands ist also nicht nur ein Unglück. Versteht man darunter die Fähigkeit, Teilungen zu überleben, ist sie sogar eine Gnade.
Aber, das ist natürlich keine Aufforderung, sich mit der Teilung abzufinden, noch eine Rechtfertigung der politischen Zauberlehrlinge, die die Teilung auf dem Gewissen haben. Es ist nur ein Einwand gegen die Behauptung, Deutschland sei „unteilbar". Es ist teilbar. Die Frage ist nur, ob es zu Recht geteilt ist oder nicht.
Deutschland kann die Tatsache, daß sich die Sieger nicht an das gehalten haben, was sie sich in Yalta und Potsdam feierlich versprochen haben, zwar beklagen, aber es kann nicht selbst als Kläger auftreten. Es geht ihm wie einem Mann, der Konkurs gemacht hat und dessen Gläubiger sich nun streiten, ob sie ihm das Haus, das er bewohnt, lassen sollen, wie sie ursprünglich vereinbart hatten, oder ob es für sie praktischer ist, zwei halbe Häuser daraus zu machen.

Aber wenn es auch keinenVertrag gibt, auf den Deutschland sich berufen kann, um seine Einheit wiederzuerlangen, so gibt es doch das Recht auf Selbstbestimmung. Es den 17 Millionen in Mitteldeutschland zu verweigern, ist doch sicherlich ein Unrecht vom Standpunkt der internationalen Moral?

Es ist meine persönliche Überzeugung, daß wir in einer Zeit leben, in der sich langsam — sehr langsam, aber doch unaufhaltsam — ein Übergang von der Machtpolitik zur Rechtspolitik vollzieht und daß zumindest in dieser einen Hinsicht die Zeit für Deutschland, für die deutsche Einheit arbeitet. Nur muß man Geduld haben — sehr viel Geduld —, und man muß die Weichen auch deutscherseits so stellen, daß jeder Zuwachs an internationaler Moral, an zwischenstaatlichem und überstaatlichem Rechtsbewußtsein der deutschen Einheit zugute kommt.

Für Deutschland, das keine Macht mehr hat und nie mehr Macht im alten Sinne des Wortes haben wird, ist die UNO eine große Hoffnung, und jede Niederlage der UNO ist auch eine Niederlage für Deutschland. Vorerst ist die UNO aber nur eine Hoffnung; denn in der Gegenwart herrscht noch immer das Gesetz der Macht. Man kann unter Berufung auf die internationale Moral gewisse Korrekturen anbringen, aber das letzte Wort hat auch heute noch — und zwar bei allen Staaten gleich welcher Himmelsrichtung und Regierungsform — die „Staatsräson".

Deutschland — vergessen wir das nicht — ist, obwohl geteilt, eine „gute Partie". Niemand will es mit dem deutschen Volk verderben, und jeder hofft im stillen darauf, eines Tages die Braut, und zwar die ganz ungeteilte Braut, heimzuführen. Wer auf Freiersfüßen geht, wird die Braut nicht beleidigen; denn er würde damit ja nur dem Rivalen das Spiel erleichtern. Im Gegenteil, er wird ihr Komplimente machen ... Wenn die Braut klug ist, wird sie diese Tatsache mit in Rechnung stellen und nicht alle Komplimente in Form von Bekenntnissen zur Wiedervereinigung für bare Münze nehmen. Germania geht es in diesem Fall wie einer Millionärstochter. Sie möchte gerne glauben, daß man sie um ihrer selbst willen liebt, aber der Zweifel, daß es im Grunde die Millionen sind (in diesem Falle Millionen Tonnen von Stahl, die im Ruhrgebiet erzeugt werden), wird sie doch nie ganz loslassen und sollte sie auch nicht loslassen; denn Illusionen sind ein schlechtes Fundament für eine solide Ehe und für eine solide Politik.

Ich will damit keineswegs sagen, daß die deutsche Einheit nicht im Interesse unserer Verbündeten läge, daß sie tatsächlich ein Interesse an der Verewigung der deutschen Spaltung hätten. Ich fürchte nur — sie glauben es zu haben. Und ich finde Nahrung für die Befürchtung nicht in den Worten — sicher nicht in den Worten — wohl aber in den Handlungen und Unterlassungen dieser Mächte. Es genügt nicht zu sagen: ich will auf diesem Acker ernten. Man muß auch bereit sein zu säen. Auf Deutschland bezogen, bedeutet das: es genügt nicht, die Wiedervereinigung zu wollen, sie als Ziel der Ziele zu proklamieren; man muß auch die Voraussetzungen schaffen, damit dieses Ziel erreicht werden kann. Eine dieser Voraussetzungen, meiner Ansicht nach die wichtigste, wäre, unsere Verbündeten im Westen zu überzeugen, daß die deutsche Einheit auch in ihrem Interesse liegt. Ihnen das klar zu machen, heißt nicht „Opfer" von ihnen zu verlangen. Denn jemanden zu etwas zu überreden, was in seinem eigensten Interesse liegt, heißt ja nicht, von ihm ein Opfer zu verlangen. Im Gegenteil, man macht ihm damit ein Geschenk!

Es gibt aber ein Argument, das selten ins Feld geführt wird, das mir persönlich aber das überzeugendste zu sein scheint; es lautet: Solange Deutschland geteilt ist, solange die beiden großen Militärblöcke sich in Deutschland bis an die Zähne bewaffnet gegenüberstehen und ihre Zähne in den deutschen Bissen vergraben haben, ist nicht daran zu denken, daß die Völker Osteuropas wieder so leben können, wie sie gerne leben möchten und wie die Sowjets ihnen — vielleicht, ich betone vielleicht, aber dieses Vielleicht ist mehr als lose Spekulation, es stützt sich auf zahlreiche Indizien — vielleicht erlauben würden zu leben, wenn es einen „blockfreien Raum"

gäbe, in den sie diese Völker entlassen könnten, ohne ihre eigene Sicherheit zu gefährden.
Hätte es diesen blockfreien Raum — ich sage blockfrei nicht aus Angst vor dem Wort „neutral", sondern weil es mir präziser erscheint — hätte es einen solchen Raum 1956 gegeben, zum Beispiel dadurch, daß die Bundesrepublik und die DDR dem österreichischen Beispiel gefolgt wären, dann hätte die ungarische Tragödie — das ist meine persönliche Überzeugung, die ich niemandem aufdrängen will — vermieden werden können. Die Gegner der Idee eines blockfreien Raums in Europa (oder eines blockfreien Europa, auch das wäre denkbar) haben also mit ihrer Politik der Härte, Stärke und Kälte eine große Verantwortung auf sich geladen — und laden sie sich weiter auf.

Die Wiedervereinigung ist also nicht nur eine deutsche Angelegenheit. Deutschland ist sie nicht nur sich selbst schuldig, seiner eigenen geschichtlichen Persönlichkeit und seiner Verantwortung vor künftigen Generationen von Deutschen, sondern auch seinen Nachbarn im Osten, die durch deutsche Schuld während des Krieges so schwer gelitten und obendrein ihre Freiheit ganz oder teilweise verloren haben. Einem Land in der Mitte Europas fällt Verantwortung zu, ob es will oder nicht. Die Gebote der Geographie sind streng und unabänderlich.

Die Aufgabe, Deutschlands Sicherheitsproblem in diesem Sinne zu lösen, leicht zu nennen, wäre leichtsinnig, sie unlösbar zu nennen, wäre gleichbedeutend mit einem Verzicht auf die Wiedervereinigung.
Wir müssen nach neuen Wegen suchen. Wir müssen Formen der Verteidigung finden, die nicht mit dem Verdacht des Mißbrauchs belastet sind. Solche Formen der Verteidigung sind mühsam und stellen jeden Deutschen — besonders die deutsche Jugend — vor große Anforderungen.
In einer Zeit wie der unseren kann das Wort Verteidigung nichts anderes bedeuten als bedingungsloser allgemeiner Widerstand gegen jede Form der äußeren Gewalt. Wer nicht bereit ist, jeden Fußbreit des eigenen Bodens zu verteidigen — auch unter Einsatz seines Lebens — wer sich stattdessen darauf verläßt, daß irgendwelche Männer in weißen Overalls irgendwo in einem unterirdischen Bunker auf einen Knopf drücken und damit den Krieg entscheiden, der hat den Krieg schon verloren. Und nicht nur den Krieg, sondern alles, was überhaupt wert ist, verteidigt zu werden.

PROF. D. H. THIELICKE:

Die Frage nach dem Sinn unseres Lebens (nach einer Bandaufnahme gekürzt)

Am 25. 6. 1959 begrüßte der Präfekt Christian Schneider Herrn Prof. D. Thielicke in der überfüllten Aula und dankte ihm für seine Bereitwilligkeit, im Christianeum zu sprechen. Anschließend folgt ein Auszug aus der Rede des Referenten:
Ich weiß noch genau, wie das war, als die Frage nach dem Sinn des Lebens zum erstenmal in mein Leben trat. Ich befand mich mit einem Schulkameraden morgens auf dem Schulweg, und er sagte dann plötzlich zu mir: „Du, ich weiß jetzt, was der Sinn des Lebens ist." Nun hatte ich in meinem knabenhaften Gehirn noch nie darüber nachgedacht, aber in dem Alter läßt man sich ja keine Schwäche merken, und ich sagte deshalb einfach: „Was denn?" und darauf antwortete der andere: „daß wir uns fortpflanzen". Er hatte nämlich damals das im Schwange befindliche Buch Haeckels „Welträtsel" gelesen. Ich schwieg begreiflicherweise und habe dann erst zu Hause und so allmählich darüber nachgedacht, ob das denn stimme.
Und ich kam zu einer Kritik an dieser Lösung, die ich auch heute noch für richtig halte. Ich sagte mir nämlich: Wenn das der Sinn des Lebens sein soll, daß wir uns fortpflanzen, bedeutet es, daß die Sinnfrage nur auf die nächste Generation abgeschoben wird und daß diese nun ihrerseits fragen muß, was der Sinn unseres Lebens ist und die neue Antwort entsprechend gibt.

So geht es also offenbar nicht. Man kann deshalb verstehen, daß von da her die Frage nach dem Sinn des Lebens sehr verschiedene Lösungen finden kann. In der Regel ist es ja so, daß man sagt: der Sinn unseres Lebens kann nur in etwas bestehen, das größer ist als wir, z. B. im Volk oder in der Gemeinschaft oder in der Menschheit, kurz, in einer Größe, die unser individuelles Leben überwölbt und in der wir aufgehen können, für die man sich auch opfern kann. So entsteht etwa die Frage, ob der Staat nicht ein solcher Sinnträger des Lebens ist. Aber auch hier kommt man sofort in Schwierigkeiten. Es gibt nämlich Dinge, die sich nur in der Dimension des Individuums erledigen lassen. Jeder Mensch muß z. B. mit dem, was er zu leiden hat, in eigenster Weise für sich fertig werden. Und ferner muß jeder Mensch seine Schuld allein tragen. Auch das kann ihm niemand abnehmen. Und endlich muß jeder seinen Tod alleine sterben. Also geht es offenbar nicht, daß man sagt: Es gibt eine höhere Gemeinschaft, ein Volk oder irgend etwas, in dem ich aufgehen und das in eindeutiger Weise alle Sinnbezüge meines Lebens durchdringen könnte. Es gibt Sinnbezüge, die nicht von einer Gemeinschaft übernommen werden können.

Weil es also auch mit dieser Lösung der Sinnfrage nicht klappt, kommt man noch auf einen ganz anderen Gedanken, wie ihn etwa Goethes Faust enthält, daß man nämlich sagt: Der Sinn des Lebens besteht überhaupt nicht in einem bestimmten, dem einzelnen Leben überlegenen Ziel, sondern darin, daß man auf dieses Ziel losgeht, daß man um es kämpft. Das immer strebende Bemühen ist der Sinn und nicht das Gewinnen.

Diese faustische Lösung hat zunächst etwas Faszinierendes. Aber bei genauerem Hinsehen ergeben sich auch hier gewisse Probleme. Denn wenn jene Lösung stimmt, dann bedeutet das ja doch, daß ich selbst der Sinn meines Lebens sei. Natürlich ist es aber eine sehr problematische Sache, wenn ich sage: Der Sinn meines Lebens bin ich selbst. Daß diese Lösung in der Tat problematisch ist, erkennt man sehr häufig gerade als Seelsorger gegenüber Menschen, die faustisch lebensorientiert sind. Denn diesen Menschen ist sehr schwer zu helfen. Wenn man ihnen irgendeine fragwürdige Seite ihres Lebens vorhält, dann sind sie immer geneigt zu sagen: Ich bin nur ein Mensch, ich bin eben nur ein Kämpfer, ich bin nur ein Michbemühender. Es gibt geradezu eine Art Verliebtheit in die eigene Unvollkommenheit, so etwas wie eine Art faustischer Koketterie.

Wenn aber diese verschiedenen Arten einer Lösung der Sinnfrage immer wieder auf Schwierigkeiten stoßen, begreift man, daß man am Sinn verzweifeln kann, und ich möchte Ihnen zwei solcher Formen des Sinnverzichtes, also der Sinnresignation einmal nennen. Ich will die eine bezeichnen als die amoralische Form des Sinnverzichts und die andere als die nihilistische Form des Sinnverzichts.

Was soll mit der amoralischen Form gemeint sein? Bei ihr kann der Mensch streng genommen nicht mehr schuldig werden, und er hat gar nicht mehr die Gelegenheit, schuldig zu werden, weil für ihn viele menschliche Bereiche nur noch physiologischen Belang haben, also Naturphänomene sind, die jenseits von Gut und Böse stehen. Hier zeigt die Lebensstrecke nicht mehr auf eine Thematik, sondern hier besteht das Leben aus einer Summe diskontinuierlicher Punkte, in denen man den Augenblick genießt. Hier liebt man sozusagen im Augenblick, und der Punkt ist kein graphisches Gebilde, das Sinn zu markieren vermöchte. Sinn kann aber natürlich nur markiert werden durch eine kontinuierliche Lebensstrecke, in der ich mein Thema ergreife.

Die zweite Form des Sinnverzichts besteht in der nihilistischen Weise. Sie wäre vielleicht zu charakterisieren durch eine Situation, wie man sie im Zusammenhang mit dem Fliegerkrieg erleben konnte. Da saßen die Leute manchmal vor ihren noch rauchenden Trümmern und schauten stur in die Flammen, und man hörte dann das Wort „Schicksal". Das Wort Schicksal bedeutet das Bekenntnis: „Ohne Wahl zuckt der Strahl." Schicksal und Zufall sind Genossen. Es gibt unzählige Menschen, die in diesem Niemands-

land zwischen Zufall und Schicksal leben. Und in diesem Niemandsland zwischen Zufall und Schicksal ist die Sinnfrage nicht akut; denn nach dem Sinn kann ich ja immer nur fragen, wenn ich weiß, daß es so etwas wie eine Regie des Lebens oder einen Regisseur des Lebens gibt. Es gibt jedenfalls eine Thematik, unter die das Leben subsumierbar ist.

Also ist die Frage nach dem Sinn des Lebens, wie wir zusammenfassen können, eine sehr elementare Frage. Sie entspringt einer elementaren Lebensnotwendigkeit. Denn wenn ich den Sinn nicht mehr weiß, dann verfalle ich einer tiefen Resignation und Lethargie. Das kann man genau verfolgen etwa um die Zeit 1945 herum. Damals hatte man, nachdem die bisher geltende Weltanschauung versunken war, keine Maßstäbe für eine neue Lebensorientierung, und so versank man in Lethargie. So ist also die Frage nach dem Sinn etwas, was wirklich mit unserer Lebensbewältigung zu tun hat, das etwas damit zu tun hat, ob uns das Leben gelingt.

Wenn ich mir nun überlege, worin speziell unsere Generation die größte Schwierigkeit sieht, um mit der Sinnfrage fertig zu werden, dann möchte ich das mit einer Diagnose beantworten, wie sie der Existentialismus gibt: Daß wir nicht zu einem sinnerfüllten Leben kommen, liegt nach seiner Meinung daran, daß wir mit unserer Vergangenheit nicht fertig werden und an sie gebunden bleiben. Es ist nämlich ungeheuerlich, daß wir eine Vergangenheit mit uns herumschleppen. Wir sind Menschen, die mit ihrer Vergangenheit identisch sind. So denken wir jedenfalls im allgemeinen. Infolgedessen ist der Mensch dadurch determiniert. Er ist gar nicht mehr in der Lage, in freier Weise sein Leben und die Thematik seines Lebens und den Sinn seines Lebens zu ergreifen, wie er will.

Es ist nun zweierlei sehr merkwürdig: Einmal, daß der Existentialismus die Lösung bereithält, zu sagen, ich kommandiere meine Vergangenheit ab. Ich will meine Freiheit, d. h. ich will nicht Objekt meiner Vergangenheit, Objekt der Geschichte sein, sondern ich will Subjekt einer von mir zu ergreifenden Zukunft sein. Und das zweite, was uns auffallen muß, ist dies, daß dieses Problem genau so in der neutestamentlichen Rechtfertigungslehre auftaucht. Denn alles, was das Neue Testament über Schuld und Sühne, Schuld und Vergebung, Sünde und Rechtfertigung sagt, läßt sich genau in dieses Schema einbauen, nur mit einem ganz kleinen Unterschied, der allerdings entscheidend ist. Wenn ich Vergebung empfange, heißt das für Paulus, daß ich eine neue Zukunft kriege. So könnte man's geradezu definieren, und das bedeutet, genauer gesagt, folgendes: Wenn mir gesagt wird „Dir sind deine Sünden, dir sind deine Schulden vergeben", dann heißt das: Ich bin jetzt in den Augen Gottes nicht mehr identisch mit meiner Vergangenheit. Was vor Menschen gilt, daß nämlich der Mensch mit seiner Vergangenheit identisch ist, das gilt vor Gott nicht mehr. Er identifiziert mich nicht mehr damit, ich bin nicht mehr der für ihn, der das und das getan hat, sondern ich bin der für ihn, der sein Kind sein soll, der durch Christus angenommen ist. Das ist jedoch nur eine sehr bedingte Parallele zum Existentialismus, denn das Entscheidende ist ja anders: Im Existentialismus wird die Vergangenheit wegkommandiert. Als ob das ginge, sie einfach zu ignorieren! Demgegenüber ist es für das biblische Denken anders, nämlich so, daß mir gesagt wird: Ein anderer übernimmt meine Vergangenheit, ein anderer „trägt sie weg". Ich bin nicht mehr meine Vergangenheit, sondern ich bin der Bruder Jesu Christi.

Wenn man sich nun überlegt, wodurch dieses Sinnproblem in unserer Generation zu einer so besonders dringlichen und aufregenden Frage geworden ist, dann meine ich, daß das sicher mit durch die Technik gekommen ist. Sie ist ja dadurch charakterisiert, daß sie immer fortschreitet, während der Mensch es nicht tut. In der Technik gibt es keine Generationenkämpfe, sondern steht die eine Generation auf den Schultern der anderen, während es in allen Fragen, die mit dem Sinn des Lebens, mit persönlichen Entscheidungen zu tun haben, Generationenkämpfe gibt. Die Technik läuft

nämlich auf einer Einbahnstraße vor. Wir können absolut sicher sein, daß die Autos eine immer bessere Straßenlage bekommen und daß die alten Benzinkutschen von einst nicht mehr auftauchen. Solche Rückfälle gibt es in der Technik nicht, wohl aber bei allen geistigen und sittlichen Bereichen des Lebens.

Nun bitte ich Sie einmal zu bedenken, daß die Technik ja etwas ist, was unser ganzes Leben umgibt. Darum ist es ja nur begreiflich, daß ein so omnipräsentes Phänomen die Suggestion vermittelt, als ob ebenso wie die Technik auch das sonstige menschliche Leben dem Fortschrittsgesetz unterliege. Und gerade die frühtechnische Zeit hat ja diesen Fortschrittsglauben gemehrt. Dann kam aber die ungeheure Erschütterung, die Feststellung nämlich, daß der Mensch nicht fortgeschritten ist und daß Asphalt und Urwelt sehr nahe beieinanderliegen und daß der Dschungel noch mitten in Europa wächst.

Der Mensch fällt aus dem Rahmen der Technik heraus. Er ist sozusagen das konstante Gebilde inmitten eines rasanten Fortschritts.

Wer ist nun dieser Mensch? Und sehen Sie, diese Frage ist ja wiederum genau identisch mit der Frage nach dem Sinn. Wenn wir wissen wollen, was der Mensch ist, dann wollen wir ja wissen, wozu er da ist, was das Thema seines Lebens oder was der Sinn seiner Existenz ist.

Nun ist allerdings erstaunlich zu sehen, in welchem Maße dieses Problem unsere Generation beschäftigt. Nicht nur im Westen, auch im Osten. Selbst Stalin hat seinerzeit gesagt, daß es auf den Menschen ankomme und daß es dem Bolschewismus um einen positiven Humanismus gehen müsse. Der Bolschewismus erkennt den Menschen tatsächlich in gewissem Umfange an, und zwar unter dem Gesichtspunkt, daß er Leistungsträger ist. In dem Maße, wie er Leistungsträger, also funktionstüchtig ist, wird er gepflegt. Er wird aber verschrottet wie eine unbrauchbar gewordene Maschine, wenn er keine Funktionstüchtigkeit mehr aufzuweisen hat. Die Parallele zur Maschine ist also komplett.

Es gibt nun zwei völlig verschiedene Formen, den Menschen zu achten: Es gibt erstens die Form, die wir vom Christentum gelernt haben, nämlich den Glauben daran, daß der Mensch ein Kind Gottes, daß er ein Ebenbild Gottes ist. Zweitens ist der Mensch als Leistungsträger wertvoll. In dem einen Falle gibt es so etwas wie einen unendlichen Wert der Menschenseele, im anderen Falle gibt es nur das Prinzip der Verwertbarkeit des Menschen. Diese hört auf, wenn seine Leistungen aufhören.

So gibt es also zwei ganz verschiedene Arten, den Menschen zu achten. Man kann ihn „nach oben", man kann ihn aber auch „nach unten" beziehen.

In der Bibel ist zum Ausdruck gebracht, daß es das Wunder der göttlichen Liebe ist, daß Gott sich dem Menschen zuwendet. Gott liebt uns nicht, weil wir so wertvoll wären, sondern wir sind wertvoll, weil Gott uns liebt. Hier ist der Mensch also nach oben bezogen. Demgegenüber steht das Chorlied aus des Sophokles Antigone: „Vieles Gewaltige lebt, nichts ist gewaltiger als der Mensch." Es ist sehr interessant, wie hier der Dichter die Größe des Menschen beschreibt, so nämlich, daß er sagt: Der Mensch ist größer als der Ozean, der Mensch ist größer als die Seuchen, der Mensch ist größer als das Ödland. Der Mensch wird gleichsam nach unten orientiert und nun in seiner Größe gezeigt, mit der er sich darüber erhebt.

In der Bibel jedoch wird er — wie gesagt — nach oben orientiert, d. h. steht er unter Gott, ein „wenig unter Gott" (Ps. 8, 6). Von dieser verschiedenen Relation, in der der Mensch jeweils gesehen wird, hängt es ab, wie ich ihn letzten Endes werte. Wenn ich den Menschen unter Gott sehe, dann ist er sakrosankt, dann ist er der „Augapfel Gottes", also jemand, an den ich nicht rühren darf. Wenn ich ihn aber als den verstehe, der sich nur über etwas erhebt, der etwa technisch die Welt bewältigt, der nur der Kultivierende, der Schöpferische ist, dann ist der Mensch eben verwertbar je nach dem Maß, in dem er schöpferisch, in dem er Leistungsträger ist.

So kommt also alles darauf an, ob ich die Thematik des menschlichen Lebens, ob ich den Sinn des Lebens sehe in dem Sein des Menschen, das ich nur von Gott her bestimmen könnte, oder ob ich den Sinn und die Thematik in seinen Funktionen sehe.

Carlyle hat einmal auf einem Naturforscherkongreß, auf dem die Frage der Deszendenztheorie besprochen wurde, gesagt: „Meine Herren, Sie sagen, der Mensch sei ein bißchen mehr als die Kaulquappe. Ich sage, er ist ein wenig niedriger als Gott!" Da hat er eigentlich dieses ganze Problem in einem Satz eingefangen.

Das Wesen des Menschen kann man dementsprechend nicht bestimmen nach seinem Woher, sondern nur nach seinem Wozu. Wenn man es anders macht, wird der Mensch selbst zu einem höheren Tier, dann wird er zur „blonden Bestie" oder wie man es nennen will. Dann ist das Raubtierideal, wie es Nietzsche vertreten hat, die eigentliche Wesensbestimmung des Menschen.

Das also ist die Frage: „Unter welchem Gesichtspunkt bestimmt man das Wesen des Menschen?" Man kann auch sagen: „Unter welchem Gesichtspunkt gewinnt man den Sinn des Menschen? Gewinnt man ihn nach dem, was er unter sich und hinter sich gelassen hat (die Öde, den Ozean, die Seuche, die Kaulquappenexistenz) oder nach dem, woraufhin er ist?"

Sie kennen die alten Bilder der gotischen Maler, in denen der Mensch vor einem goldenen Hintergrund, vor dem Himmel gemalt ist. Auf diesen Malbildern sind die Faltenwürfe typisiert, die Gesichter jedoch noch nicht in ihrer individuellen Besonderheit hervorgetreten. Denn das Eigentliche, was den Menschen wesensmäßig bestimmt, ist etwas anderes als seine individuelle Besonderheit. Es besteht nämlich darin, daß er vor dem goldenen Hintergrund steht, daß er auf die Glorie Gottes bezogen ist und daß ein Widerschein dieser Glorie auf seiner Stirn aufleuchtet. Ein wenig niedriger als Gott. Das meinen die Maler der Gotik.

Sie kennen aber ebenso das alte Symbol von der goldenen Weltkugel, die in der Hand des Herrn ruht. Da taucht wieder die Goldfarbe auf. Damit hat man sagen wollen, daß alles, was uns an dieser Welt fragwürdig und unheimlich und angsterregend ist, geborgen ist in einer Hand, und daß einfach diese Tatsache, daß die Hand da rundherumgelegt ist, die Welt verklärt, d. h. daß nun alle Umwege, alles Unheimliche schließlich aufgelöst ist in einem Vertrauen zu dieser Hand. Darum ist die Weltkugel golden. Ich denke dabei an das Wort von Gorch Fock, dem Seemann des 1. Weltkrieges, der einmal nach Hause geschrieben hat: „Wenn Du hören solltest, ich sei gefallen, dann weine nicht. Denke daran, daß auch der tiefste Ozean, in dem mein Leib sterbend versinkt, nur eine Lache ist in der Hand meines Heilandes."

An all diesen Symbolen einschließlich des Ausspruches von Carlyle wird nun abschließend folgendes deutlich: daß offenbar der Sinn unseres Lebens nicht darin besteht, daß ich nur meine Anlagen entfalte (Denn was heißt „Anlagen entfalten"? Das würde schließlich wieder das Leistungsprinzip verherrlichen und damit alle Konsequenzen nach sich ziehen, auf die ich hinwies); daß der Sinn des Lebens aber auch nicht einfach im Aufgehen in einer höheren Ordnung beruht, sondern daß schließlich das Geheimnis unseres Lebenssinnes in der Mensch-Gott-Beziehung liegt. Das wird deutlich an der Geschichte vom „Verlorenen Sohn": Er wird uns in der Regel als ein völlig entgleister Bengel dargestellt, der seinem Vater nur Kummer gemacht und das Herz gebrochen hat. Natürlich ist keine Spur davon richtig. Ich würde sagen, der verlorene Sohn des Gleichnisses ist ein Idealist. Er wollte er selbst werden, er wollte frei sein, er wollte seine Anlagen entfalten. Auf diese Weise begab er sich auf die freie Wildbahn der „Fremde", und da kam es dann ganz anders. Er, der frei sein wollte, geriet in lauter Bindungen und Knechtschaften. Er wurde ein Knecht seines Ehrgeizes, er wollte gerne angeben. Er geriet unter die Knechtschaft seiner Triebe, seines Heimwehs, seines Geltungsbedürfnisses, seiner Machtgier.

Darum war er offenbar nicht frei, vielmehr war er gebunden. Es stellte sich also heraus, daß der Mensch, der bloß frei sein will, gerade in die scheußlichsten Bindungen fällt. Wenn man kein Thema seiner Freiheit und keinen Sinn seiner Freiheit hat, dann wird man durch seine willkürliche Freiheit gerade verknechtet. Und nun ist es sehr merkwürdig: Als er zurückkehrt, will er die eigentliche Freiheit gewinnen, nachdem er die falsche erfahren hat. Er sagt ja nicht: Ich will aus der Freiheit in die Knechtschaft des Vaters zurückkehren, sondern: Ich will aus einer falschen Freiheit in die richtige zurückkehren. Diese gewinnt er erst, wenn er zum Urquell zurückkehrt, wenn er Kind seines Vaters ist. Das ist das Entscheidende: daß wir nicht frei werden und damit den Sinn unseres Lebens erfüllen, indem wir uns selbst ausleben, sondern indem wir wirklich wesensmäßige Kinder unseres Vaters im Himmel, auf Gott hin entworfene Menschen sind und in dieser Kindschaft mündig werden. Wer diese Bindung los wird, der wird nicht etwa frei, sondern der gerät in andere Bindungen. Entweder man ist an Gott gebunden oder man ist an inferiore Kräfte gebunden. Gebunden sind wir immer – so oder so. Die wahre Freiheit ist nicht das Gegenteil der Bindung, sondern eine besondere Form der Bindung.

DAS SOMMERFEST AM 4. JULI 1959

Wenn wir schon unser Sommerfest nur alle drei Jahre feiern können, dann muß es dazu wirklich Sommer sein, und nicht, wie noch beim letzten Mal im Jahre 1956, schon beinahe Herbst. Für diesmal war der 4. Juli festgesetzt, fünf Tage vor den Großen Ferien, und dieser Termin hat sich als beträchtlich günstiger erwiesen, und nicht nur, weil der Wettergott uns dafür einen Sommertag von ganz besondern Gnaden bescherte.

Eine Woche lang stand unsere Schule kopf zu keinem anderen Sinn und Zweck, als um das Gebäude buchstäblich auf den Kopf zu stellen. An die Stelle des verhaltenen Geräusches intensiver geistiger Arbeit war das erhebliche Getöse schöpferischen Werkens getreten: Da wurde gehämmert, gesägt, gemalt und gebastelt, gefeilt, gekittet und gehobelt, montiert und dekoriert, gesungen und gepfiffen, geschimpft, geschleppt und aus- und ein- und umgeräumt, und am Ende stellte sich heraus, daß unsere liebe Schule ihrem eigentlichen Zwecke nach kaum noch wiederzuerkennen war.

„Auf zum Mond und weiter —" hieß die Parole, und was den Jungen dazu eingefallen war, hat alle Erwartungen weit übertroffen. Natürlich gab es einen Luna-Park, wo man mit Sternschnuppen nach den Sternen werfen konnte, einen Mond-Zoo mit einer reichen Ausbeute aus der bizarren Fauna unseres himmlischen Begleiters, daneben einen Stand mit leibhaftigen Marsmenschen, die wegen ihrer latenten Bösartigkeit hinter Gittern gehalten wurden und nur über einen Führer angesprochen werden durften, und schließlich eine regelrechte Mondfahrt in einer stickigen, mit allen Errungenschaften der Technik ausgerüsteten Kabine. Und wem vor soviel technischer Perfektion das Grauen ankam, konnte in einem feenhaft ausstaffierten Astrologikum den Glauben an den gestirnten Himmel über sich und damit sein seelisches Gleichgewicht zurückgewinnen, wenn er es nicht vorzog, in einer der zahlreichen Weltraum-Bars den inneren Menschen zu erneuern. – Unmöglich all die vielen Plätze auch nur aufzuzählen, die — in vielfältiger Abwandlung des Festmottos — zu gastlichen Stätten hergerichtet waren, man müßte dann auch all die farbentrunknen Fresken nennen, die Raketenmodelle, die makabren Fabelwesen und die Masken, die das Treppenhaus, die Halle und die Flure zierten. Wer alles mitkriegen wollte, mußte sich schon der sachkundigen Führung des am Eingang ad hoc installierten Reisebüros anvertrauen.

Den Höhepunkt des Festes bildete eine Aufführung des plattdeutschen Entdeckerdramas „Kristoffer Kolumbus" von Rudolf Kinau vor einer trotz drangvoller Enge begeistert mitgehenden Zuschauerschar. Dann aber gaben

schmetternde Trompeten das Signal zum Tanz — und die Szene schien zum Bacchanal zu werden, wenn auch nur mit Coca-Cola. In drei Sälen wurde ohne Unterlaß zünftiger Jazz zelebriert, von schuleigenen Kapellen zwar, doch durchweg Weltraum-Klasse! Heiß war es überall, doch gab es feine Unterschiede, je nachdem, ob man sich in der Großraum-Atmosphäre der Aula bewegte oder in der morbiden Höhenluft des Mondkalbstalls im Oberstock oder gar im Dunstkreis der beziehungsreich mit Eierschalen drapierten Venusbar im tiefen Keller. Was Wunder, daß um 23 Uhr, als endlich doch das Schlußzeichen gegeben werden mußte, die Gäste nur mit Zögern und Bedauern den Schauplatz räumten!

Die Frage, ob sich nun dieser ganze Aufwand auch gelohnt habe, scheint sich durch den erfolgreichen Ablauf des Festes ganz von selbst zu beantworten und ist, soweit bekannt, auch von keinem unserer weit über 2000 Gäste ernsthaft gestellt worden. Gleichwohl haben die Verantwortlichen sie sich sehr gründlich durch den Kopf gehen lassen, und es sei nicht verschwiegen, daß sie sich keineswegs immer sicher waren, ob diese Frage zu bejahen sei. Wer erlebt hat, mit welchem Eifer und welcher Begeisterung sich viele unserer Schüler in diese ungewohnte Arbeit gestürzt haben, ist versucht, schon darin den erzieherischen Gewinn zu sehen, und zweifellos ist diesmal in vielen Einzelheiten und auch im ganzen sehr viel mehr und Besseres dabei herausgekommen als noch vor drei Jahren. Aber unsere beiden Kunsterzieher, Herr Hilmer und Herr Möbes, auf deren Schultern natürlich die Hauptlast der Vorbereitung lag, haben ihre liebe Not damit gehabt, zunächst einmal den Willen zur sinnvollen Gestaltung bei den Schülern zu entfesseln und dann den Hang zum hemmungslosen „Sich-Austoben" wieder einzudämmen. Und die Herren vom Festausschuß und mit ihnen die Präfekten, deren vorbildlicher Einsatz für das Gelingen des Festes übrigens ein Sonderlob verdient, können ein Lied davon singen, welche Mühe es gekostet hat, genügend freiwillige Helfer für die nun einmal notwendigen Dienste auf dem Feste zu gewinnen und bei der Stange zu halten. Für viele unserer Jungen war das Fest eben doch nur eine willkommene Gelegenheit zu unbeschwerter Ausgelassenheit, und dieses Gaudium soll ihnen auch ganz gewiß nicht verübelt werden. Die Schule aber kann sich nicht damit begnügen und das schon als Erfolg verbuchen. Für sie muß ein solches Fest gemeinschaftsbildende Funktion haben, und es darf deshalb nicht von den einen als angenehme Unterbrechung und von den anderen als unliebsame Störung des gewohnten Unterrichtsbetriebes angesehen werden. Denn wenn die Schule auch an diesem Tage ihr äußeres Gewand gründlich verändert hat, so sollte doch darin nur sichtbar werden und zum Ausdruck kommen, was — hoffentlich — auch ihren Schulalltag erfüllt und freilich nur allzu leicht als nebensächlich übersehen wird.

Wenn wir uns deshalb in drei Jahren auf das nächste Sommerfest rüsten, bedarf es reiflicher Überlegung und gehöriger Anstrengung bei Lehrern und bei Schülern, damit es nicht zu einer billigen Konvention wird, sondern sich zu einer echten Schultradition entwickelt.

Paschen

EINE KLASSENREISE NACH FRANKEN

Am 1. Juni reiste die Klasse 12 d unter Leitung von Herrn Lorenzen nach Franken. Die Stationen der Fahrt waren Bamberg, Coburg, Staffelstein und Würzburg.

Es kann hier nicht von allen Einzelheiten die Rede sein — der temperamentvollen Abreise in gestreiften Hemden, der gelegentlichen Gunst eines freundlichen Geschicks in Gestalt reisender Mädchenklassen, den Museumsführungen („und dies ist der Schreibtisch, an dem Napoleon . . . bitte auf dem Läufer bleiben!"), den beschwerlichen Märschen in Hitze und Staub zu Aussichtstürmen ohne Aussicht, der „besten" Jugendherberge Deutschlands, den heiteren Abenden in Würzburg. Der Bericht muß sich mit den Höhepunkten des Erlebten begnügen.

Das ehrwürdige Bamberg beeindruckte am meisten mit seinem Dom und dessen Plastiken, unter denen ja der Reiter und die Figuren der Maria und der Elisabeth in ihrer kraftvollen und edlen Geschlossenheit altberühmte Wahrzeichen deutscher mittelalterlicher Kunst sind. Von Bamberg aus wurde das schon durch seine ländliche Abgeschiedenheit sich empfehlende Schloß Weißenfels ob Pommersfelden besichtigt, die erste große Schloßanlage in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg (errichtet 1711—1718 als Sitz der Familie von Schönborn, deren Mitglieder zu dieser Zeit fast alle geistlichen Staaten des Deutschen Reiches beherrschten) mit der für die Geschichte der Barockbaukunst so bedeutsam gewordenen Treppenhausanlage, die durch strahlende Lichtfülle, architektonische Hoheit und prächtige Deckengemälde ein erstauntes Entzücken hervorrief.

Der Aufenthalt in Staffelstein gab Gelegenheit zum Besuch der ehemaligen Benediktinerabtei Banz, der durch den feinsinnig beredten Vortrag eines sehr sachverständigen und persönlich beteiligten Ordensgeistlichen zu einem nicht leicht verlierbaren Kunst- und Glaubenserlebnis wurde, und zum Besuch der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, in der mit Gebet, Orgelspiel und Gesang im kirchlichen Zeremoniell einer katholischen Brautweihe ein glücklicher Zufall würdigere und eindringlichere Einfühlung anbahnte als es gefällige Worte eines Führers vermochten. Schließlich machte die moderne Kirche St. Alfons in Würzburg einen starken Eindruck mit ihrer wohlüberlegten Lichtführung, die die Aufmerksamkeit auf die Ostwand hinter dem Altar lenkt, an der sich das mächtige Fresko Georg Meistermanns befindet, das gleichzeitig kühl in seiner großzügigen Architektonik und ekstatisch durch die der Offenbarung entnommene Thematik — die Verherrlichung Gottes durch die Schöpfung — ein eindrucksvolles Zeugnis modernen christlichen Bewußtseins ablegt.

Die Rückfahrt am 13. Juni beendete eine Reise, die dank der vorzüglichen, von der Klasse selbständig durchgeführten Organisation reibungslos und harmonisch verlief.

Herrn Möbes gebührt besonderer Dank für seine kunstgeschichtliche Einführung, die, interessierten Schülern freundlicherweise privatissime vor Antritt der Reise dargeboten, das Bekanntwerden mit den Originalen sehr erleichterte.

Dzewas

FAMILIEN-NACHRICHTEN

(eingesandt größtenteils von der Vereinigung ehemaliger Christianeer (V.e.C.))

Verstorben:

Hermann Melosch, Kaufmann, Stockholm, Sofiagat. 3 IV, am 16. 7. 1955

Margarethe Schreinert, geb. Wanderer, im 53. Lebensjahr, Hamburg-Großflottbek, Sohrhof 17, am 3. 8. 1958

Walther Pollehn, Abteilungsleiter, Hamburg-Großflottbek, Kallmorgenweg 15, am 15. Oktober 1958

Dr. Richard Bohndorf, Studienrat, geb. 1889, Hamburg-Großflottbek, Parkstraße 7, im Januar 1959

Max Warming, Journalist, geb. 1876, Besuch des Christianeums 1886—89, Hamburg-Rissen, Melkerstieg, im Mai 1959

Verlobt:

Martin Klemm mit Fräulein Helga Hansen, Hamburg-Kleinflottbek, Wilhelmistraße 33, am 21. 12. 1956

Paul Speck, Referendar, mit Fräulein Christel Hoppe, Hamburg-Altona, Hohenzollernring 15 a, am 2. 12. 1958

Hansjörg Petershagen mit Fräulein Gisela Schroeder, Hamburg-Othmarschen, Hammerichstraße 26, am 31. 12. 1958

Eberhard Brandau, Dipl.-Math., mit Fräulein Jutta Rumpf, Hamburg-Großflottbek, Cranachstraße 31, am 4. 1. 1959

Wolfgang Hosse mit Fräulein Brunhilde Gruber, Hamburg-Hochkamp, Brentanostraße 8, im Juli 1959

Vermählt:

Carl Heinz Hollmann mit Gerti, geb. Daub, Hamburg-Nienstedten, Ohnhorststraße 54, am 17. 12. 1958

Dr. Wilhelm Christian Müller, Zahnarzt, mit Renate, geb. Schlage, Hamburg-Altona, Bei der Johanniskirche 3, am 10. 1. 1959

Ortwin von Feder, Abitur 1955, mit Hildegard, geb. Potreck, Hamburg 26, Perthesweg 11, am 16. 1. 1959

Dieter Seidel mit Monika, geb. von Allwörden, Lagos (Nigeria-Westafrika), P.O.B. 643, am 20. März 1959

Dr. Heinz Fahr, Studienrat, mit Gertrud, geb. Fischer, Hamburg 13, Feldbrunnenstraße 40, am 11. 7. 1959

Geboren:

Tochter Leslie am 5. 11. 1958, Burkhard Elsner und Frau Ingeborg, geb. Brinckmann, Hamburg-Rissen, Wittenberger Weg 68

Sohn Hinrich Eberhard am 27. 2. 1959, Dipl.-Ing. Wolfgang Groß und Frau Grete, geb. Herrmann, München, Arcisstraße 66

Sohn Jens am 5. 3. 1959, Rüdiger Petersen und Frau Ruth, geb. Franke, Hamburg-Othmarschen, Bernadottestraße 206 a

Sohn Karsten am 8. April 1959, Dr. Hugo Linde und Frau Ruth, geb. Goedecke, Hamburg-Blankenese, Friedrich-Legahn-Straße 12

Tochter Ruth Karen am 3. 6. 1959, Dipl. Ing. Volker Eyring und Frau Gerlinde, Hamburg-Gr. Flottbek, Schefflerweg 8

Tochter Birgit am 19. 6. 1959, Dr. Manfred Brachmann und Frau Margrit, geb. Jarks, Hamburg 20, Loogestieg 6

Sohn Hans-Christoph am 15. 7. 1959, Otto Stadel und Frau Christine, geb. von Loesch, Hamburg-Wandsbek, Osterkamp 42

Tochter Britta am 16. 7. 1959, Dr. Klaus Raabe (Abiturjahrgang 1944) und Frau Hannelore, geb. Bär, Hamburg-Kl. Flottbek, Papenkamp 21 e

70. Geburtstag:

Der ehemalige Lehrer am Christianeum, Studienrat J. Pape, beging am 23. 4. 1959 das Fest seines 70. Geburtstages

Volkswirt BDV Dr. Karl Grüdelbach, Wattenscheid, Hochstraße 57, bittet um Anschriften ehemaliger Christianeer der Abiturjahrgänge 1916 und 1917.

Herzliche Grüße senden:

Hartwig E. Petersen (1938—1945), 509 Bellevue Ave. N, Seattle 2, USA, Wash. Er hofft auf seiner Hochzeitsreise im Sommer d. J. auf ein Wiedersehen mit seinen alten Freunden.

Dr. med. Werner Langheim (Abitur 1948), Mayo Clinic Rochester, Minnesota, USA.

Neue Anschrift:
Horst Frieling, c/o Rubia Industries Ltd., P O Box 173, Bangkok, Thayland.

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS

JAHRESBERICHT 1958/1959

Das mit dem 31. März 1959 abgelaufene Geschäftsjahr unterscheidet sich nur wenig von seinen Vorgängern. Die Zahl der Mitglieder hat sich im Gegensatz zu früher in diesem Jahre nicht mehr gehoben. Sie beträgt 902 gegenüber 910 Mitgliedern des Vorjahres. Die Zahl der Spender ist von 40 auf 45 angestiegen, so daß sich per Saldo ein Minus von 3 ergibt. Die Stagnation ist offenbar durch den Rückgang der Schülerzahl des Christianeums infolge des Abbaues des neusprachlichen und des mathematisch-naturwissenschaftlichen Zuges bedingt. Die Zahl der Elternteile, die nicht Mitglieder des Vereins sind, ist wieder erheblich, von 150 auf 119, abgesunken. Dem stehen 459 Eltern-Mitglieder gegenüber.

Der Vorstand trat am 12. Juni und 11. Dezember 1958 zu Vollsitzungen zusammen und befaßte sich eingehend mit dem zu errichtenden Gefallenen-Ehrenmal für die Teilnehmer am 2. Weltkriege. Es liegt nunmehr eine von Professor Gerhard Marcks gefertigte Entwurfsskizze für das Ehrenmal vor, deren Abdruck bei Erscheinen dieses Blattes bereits allen Mitgliedern mit einem aufklärenden Werbeschreiben zugegangen sein wird. Wir erwarten von dieser Werbung einen starken Erfolg. Der im letzten Bericht enthaltene Appell an die Opferfreudigkeit der Beteiligten hatte leider nicht den gewünschten Erfolg, wenn auch Spenden in Höhe von DM 1500.—, für die hiermit herzlich gedankt wird, eingegangen sind. Wir brauchen noch etwa das Zehnfache.

Der Kassenbericht zeigt das nachfolgende Bild:

I. Einnahme

1.	Beiträge, Spenden	4 218,95 DM
2.	Beiträge V.e.C.	625,50 DM
3.	Sonderspenden	1 500,— DM
4.	Winterfest, Spenden	404,80 DM
5.	Winterfest, Eintritt	1 579,20 DM
6.	Erstattungen (Fernsprecher)	326,16 DM
7.	Zinsen	128,94 DM
		8 783,55 DM

II. Ausgabe

1. Gebühr (Postscheck, Spark., Gema, Finanzamt)	401,19 DM	
2. Porto, Telephon, Bahn	714,— DM	
3. Druck (Zeitschriften, Einladungen)	1 296,— DM	
4. Bürobedarf	337,80 DM	
5. Winterfest und Sonstiges	1 028,79 DM	
6. An Christianeum	2 625,— DM	
		6 402,78 DM
Überschuß		2 380,77 DM
Bar-Kassenbestand am 1. April 1958		2 289,21 DM
Bar-Kassenbestand am 31. März 1959		4 669,98 DM

(in Worten: Bestand am 31. 3. 1959: Barbestand: viertausendsechshundertneunundsechzig 98/100 Deutsche Mark. Dazu in Pfandbriefen Wert: tausendneunhundertsechsundsechzig 25/100 Deutsche Mark)

Zusammenstellung:

Kassenbestand 31. 3. 1959: bar	4 669,98 DM
Pfandbriefe Wert	1 966,25 DM
zusammen	6 636,23 DM

(in Worten: Sechstausendsechshundertsechsunddreißig 23/100 Mark)

Vom 1. April 1958 bis zum 31. März 1959 sind 93 Spendenscheine über 2 508,90 DM für das Finanzamt ausgestellt worden (Zum Vergleich: 1957/58: 84 Scheine über 2966,50 DM).

Achtung!

Nächstes Winterfest

des Vereins der Freunde des Christianeums

am Sonnabend, dem 7. Nov. 1959,

in der Elbschloßbrauerei Nienstedten

Die durch Eingang der Beiträge ausgewiesene Summe ist wesentlich angestiegen, da sich etwa die Hälfte der Mitglieder freiwillig bereit gefunden hat, den Beitrag auf das Doppelte zu erhöhen.

Die Kassenführung ist durch die Herren Oberstudienrat Dr. Hahn und Studienrat Scholz geprüft und, wie am 21. 5. 1959 schriftlich bestätigt ist, für richtig befunden worden. Unserem Kassenwart ist vom Vorstand Entlastung erteilt worden. Ihm sei für seine mühevolle Arbeit herzlich gedankt.

Vom Vorsitzenden des Elternrats ist an den Vorstand die Bitte herangetragen worden, eine Mitgliederversammlung einzuberufen. Dem wird selbstverständlich entsprochen. Um die Kosten einer Sondereinladung zu sparen, wird hiermit eine

Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde des Christianeums e. V.

einberufen auf

Donnerstag, den 19. November 1959, um 18.15 Uhr, in das Christianeum.

Tagesordnung:

1. Bericht über die Tätigkeit des Vereins
2. Kassenbericht
3. Entlastung des Vorstandes
4. Eventuell erforderliche Wahl des Vorstandes
5. Neufestsetzung des Jahresbeitrages gemäß § 5 der Satzung
6. Änderung des § 11 der Satzung wie folgt:
   „Mitgliederversammlungen sind zu berufen, wenn das Interesse des Vereins es erfordert oder wenn 10 Mitglieder ein dahingehendes Verlangen stellen."
7. Verschiedenes

Namens des Vereins der Freunde des Christianeums
Raabe

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER (V.e.C.)

Die Vereinigung hielt im vergangenen Jahr ihre beiden traditionellen Zusammenkünfte — wegen der akademischen Ferien — wieder in der Weihnachts- bzw. Osterzeit ab (am 30. 12. 1958 und am 15. 4. 1959). Das Weihnachtstreffen erfreute sich eines besonders guten Besuches. Auf schriftliche und telephonische Aufforderung einzelner einstiger Klassenkameraden waren zahlreiche Ehemalige der Abiturientenjahrgänge 1909 bis 1912 erschienen und freuten sich des Wiedersehens. Kannten sie sich doch meistens untereinander, wie es wohl die Regel ist bei Nachbarklassen in vertikaler und horizontaler Richtung. Welche Freude auch, wie immer, Herrn Oberstudienrat Dr. Gabe, obgleich er schon seit mehreren Jahren im wohlverdienten Ruhestande lebt, von einem großen Kreis ehemaliger Schüler jüngerer Jahrgänge umgeben zu sehen! Immer wieder empfehlen wir ja auch: Verabredet Euch mit alten Schulkameraden! Haltet Klassenabende im Rahmen der V.e.C.-Zusammenkünfte ab! Vereinszugehörigkeit spielt dabei keine Rolle, denn unsere Aufgabe ist nur, den Zusammenhang der Ehemaligen untereinander (und mit der alten Schule) zu pflegen.

Die für den 4. Juli vorgesehene **Dampferfahrt nach Stade** mußten wir dagegen im Hinblick auf das Sommerfest der Schule verschieben. Aus verschiedenen Gründen kommt nun erst der **5. September** dafür in Frage. Es wird sicher wieder eine schöne Fahrt.

Unter unseren Toten gedenken wir besonders Hermann Meloschs, der trotz jahrzehntelangen Aufenthalts im Ausland, zuletzt in Schweden, sich immer besonders lebhaft seiner Schulzeit und seiner Mitschüler erinnerte, und Max Warmings, der während des zweiten Weltkrieges in schon vorgerücktem Alter das dornenvolle Amt als Kassenwart übernommen hatte.

Aber auch jetzt müssen wir den Ruf ertönen lassen: „Wer bisher seinen Beitrag für 1959 (Normalbeitrag immer noch nur DM 3.—) nicht gezahlt hat, tue es bald auf ein Konto unseres Kassenwartes Dipl.-Kaufmann Detlef Walter:

Hamburger Sparcasse von 1827, Konto 38/422176,
Postscheckkonto: Hamburg 107 80!"

Otto v. Zerssen

Motorbootfahrt

nach Stade

am Sonnabend, dem 5. Sept. 1959

Alle ehemaligen Christianeer sowie ehemaligen und jetzigen Lehrer des Christianeums mit ihren Damen, Verwandten, Freunden und Bekannten sind herzlich eingeladen.

Abfahrt um 14.15 Uhr (pünktlich) von den St. Pauli-Landungsbrücken, Brücke 6–7, mit einem Schiff der Blankenese-Este-Linie.

Ab Teufelsbrücke 14.45, ab Blankenese 15 Uhr. Das Schiff hat Kajüte und geschütztes Oberdeck. Musik an Bord. Rückkehr: spätestens 23 Uhr an Hamburg.

Fahrtkosten DM 3.–

Es erwartet Sie alle Ihre

Vereinigung ehemaliger Christianeer

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS

GESCHÄFTLICHES

Das neue Geschäftsjahr hat mit dem 1. April begonnen, und damit ist der Beitrag (je Schuljahr mindestens DM 3.—; freiwillige Zahlung von mindestens DM 6.— vom Vorstand erbeten) fällig. Beiträge und Spenden bitte ich zu überweisen auf

1. Postscheckkonto: Hamburg Nr. 402 80,
2. Neue Sparcasse von 1864 in Hamburg, Konto Nr. 42/212 (Konteninhaber: „Verein der Freunde des Christianeums")

Barzahlung an den Hausmeister möglich.

Bei Überweisung bitte deutlich Namen und Anschrift angeben; bei über 900 Mitgliedern gibt es viele gleichlautende Namen. Bitte keine Postanweisung ins Haus oder in die Schule schicken; bei Nichtanwesenheit eines Unterschriftberechtigten muß der Geldpostbote das Geld wieder mitnehmen, und ich muß selbst zum Postamt gehen. Spenden an den „Verein der Freunde des Christianeums" sind gemäß St.-Nr. 212 K 498 452 des Finanzamtes für Körperschaften in Hamburg im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei der Einkommen- und der Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens DM 10.— unaufgefordert einen Spendenschein aus.

Bemerkenswerte Spenden seit dem letzten Bericht sind eingegangen von den Damen, Herren bzw. Firmen Margarine-Union (Hauptverwaltung), Deiß, Mühlhan, Fahning, Simmon, Dir. Schnell, Radtke, Dr. Jungmann, Gast, Thomsen, Dr. Schmidt, Dr. Georgi, Dr. Minning, Dr. Dennhardt, Dr. Ranke, Dr. H. H. Nissen und Melosch-Ljungquist.

Das nächste **Winterfest** wird am **Sonnabend, dem 7. November 1959,** in allen Räumen der Elbschloßbrauerei in Nienstedten stattfinden.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45 II., Tel. 42 91 24

Bitte des Christianeums

Für die im zweiten Weltkrieg gefallenen und vermißten ehemaligen Schüler des Christianeums soll ein Ehrenmal geschaffen werden, dessen Gestaltung Prof. Gerhard Marcks übernommen hat. Um einen vollständigen Überblick zu erhalten, werden die Angehörigen gebeten, Angaben über gefallene und vermißte Schüler an das Sekretariat des Gymnasiums, Hamburg-Gr. Flottbek, Behringstraße 200, zu senden.

Schriftleiter Dr. H. Haupt, Hamburg 26, Mettlerkampsweg 44
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Klausstraße 6
Abgabe an die Mitglieder kostenlos

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEM. CHRISTIANEER

15. JAHRGANG HEFT 2 DEZEMBER 1959

POSTVERLAGSORT HAMBURG

INHALT

Aus dem Leben der Schule . . . . . Seite 3
Sport-Wettkämpfe 1959 im Christianeum . . . . . „ 4
Die Tätigkeit der Präfektur 1958/59 . . . . . „ 8
Prof. Dr. H.-R. Müller-Schwefe:
Rechtfertigung heute . . . . . „ 9
Pastor i. R. Dr. Ferdinand Schultz:
Lukas 2,14 — eine textkritische und exegetische Studie . . . . . „ 18
Eine Fahrt nach Griechenland . . . . . „ 24
Geh'n wir mal nach Puan-Klent . . . . . „ 31
Spitzbergen-Erinnerungen . . . . . „ 32
Mit dem V. e. C. nach Stade . . . . . „ 35
Pastor i. R. Dr. F. Schultz:
Weihnachtsgruß an alle ehemaligen Christianeer „ 33
Familien-Nachrichten . . . . . „ 38
Vereinigung ehemaliger Christianeer (V. e. C.) e. V. . . „ 39
Verein der Freunde des Christianeums e. V. . . . . „ 39

Schriftleiter Dr. H. Haupt, Hamburg-Wandsbek, Kielmannseggstraße 117 e
Druck von Kahl & Domms, Hamburg-Altona, Klausstraße 6
Abgabe an die Mitglieder kostenlos

AUS DEM LEBEN DER SCHULE

In der Berichtszeit über die letzten 3 Monate standen im September die sportlichen Veranstaltungen an unserer Schule im Vordergrund.

2. 9. In den Wettkämpfen um den Sieveking-Wanderpreis siegte das Christianeum mit 76 Punkten vor dem Johanneum (70 Punkte).

16. 9. Nachdem unsere Faustballmannschaft im vergangenen Jahre sich zwar bis zum Endspiel durchgekämpft hatte, dann aber gegen ihren schwersten Gegner Gymnasium Eimsbüttel unterlag, errang sie diesmal im Faustballturnier der Hamburger Gymnasien den Sieg im Endspiel gegen die Walddörfer-Schule mit 35 : 25 Punkten und gewann damit den Wanderpreis der Schulbehörde.

20. 9. Bei den Staffelläufen im Volkspark siegte die Mannschaft des Christianeums in der Mittelstufe und erhielt den Wanderpreis, während die Läufer der Oberstufe diesmal von der Schleeschule geschlagen wurden.

19. 9. Besondere Anerkennung verdienen die Leistungen unserer Ruderriege, die in bester Kameradschaft unter fürsorglicher Betreuung durch den Ruder-Club Favorite Hammonia ausgezeichnete Wettkampferfolge erzielen konnte. Auf 9 Regatten in Hamburg, Rendsburg und Apenrade errang unser Vierer 5 erste Siege, 3mal den 2. Platz und 1mal den 3. Platz und qualifizierte sich damit für die Schüler-Bestenkämpfe in Essen. Auch hier siegte unsere Mannschaft und gewann den vom Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen gestifteten Wanderpreis.

14. 9. Die für alle Christianeer wertvollste sportliche Veranstaltung ist unser Schulwettkampf, der diesmal bei hochsommerlichem Wetter durchgeführt werden konnte. Seine Bedeutung liegt in der Teilnahme aller Schüler in den vielseitigen Übungsweisen der Leichtathletik und des Schwimmens, wobei es nicht nur auf Einzelleistungen, sondern vor allem auf den gemeinsamen Einsatz aller Kräfte einer Klasse ankommt. Die für die besten Klassenleistungen gestifteten Wanderpreise errangen in diesem Jahre auf der Oberstufe die Klasse 13 b, auf der Mittelstufe die Klasse 8 b und auf der Unterstufe die Klasse 6 b.

Von den sonstigen Veranstaltungen verdienen Erwähnung

23. 9. ein Offener Unterrichtstag, der wieder von zahlreichen Eltern wahrgenommen wurde.

26. 9. Der Besuch der Ausstellung „Technik und Handwerk im Imperium Romanum" brachte wertvolle Anregungen auch für den Unterricht.

29. 9. Die 13. Klassen nahmen in der Musikhalle an einer Sonderveranstaltung „Zur Berufswahl der Abiturienten" teil, die vom Landesschulrat eröffnet wurde und ein Referat des Hamburgischen Bevollmächtigten bei der Bundesregierung bot.

30. 9. Am Schluß des Schuljahres sprach der Direktor den Präfekten den Dank der Schule für ihre pflichttreue Amtsführung aus und überreichte dem Oberpräfekten Karl-Herbert Blessing sowie dem stellvertretenden Landessprecher Urs Aschenbrenner ein Buch als Erinnerungsgabe. Dann stellte er der Schulgemeinde den neugewählten Oberpräfekten Ingo Roer und seine Mitarbeiter vor und verlieh ihnen die Präfektennadel.

Mit dem Beginn des Winter-Halbjahres trat Studienassessor Becker in das Lehrerkollegium ein. Die Kollegen von Schmidt und Lorenzen wurden zu Studienräten ernannt; Kollege Bernett wurde an der Universität Hamburg zum Dr. phil. promoviert. Zur Ausbildung wurden dem Christianeum auch

für das Winter-Halbjahr zugeteilt die Studienreferendare Bertheau, Klein, Dr. Stahlenbrecher, Dr. Dzewas, Kaiser, Marotzke; dazu kamen neu die Studienreferendare Heyden, Dr. Junge, Richter, Fiedler, Radbruch und Wilmer. Wertvolle Anregungen bot unseren Schülern der Oberstufe eine wieder von Jugendpastor Halver (Abit. Christ. 1931) organisierte Vortragsreihe mit anschließender Diskussion.
Es sprachen:

19. 10. Akademiedirektor Dr. Bolewski: „Gehört die Zukunft dem Unglauben?"

20. 10. Propst i. R. D. Asmussen: „Wo ist die Grenze der Toleranz?"

20. 10. abends — auch vor den Eltern — Akademiedirektor Günther: „Deutschland seit 1945: Wunder, Rätsel oder Gefahr?"

21. 10. Universitätsprofessor Dr. Lohse: „Gibt es ein Christentum ohne Jesus Christus?"

22. 10. Pastor und Schriftleiter Sierig: „Wie kann man heute als Christ leben?"

Am 31. 10., dem Reformationstag, gab Universitätsprofessor D. Müller-Schwefe in der Aula den Schülern der Oberstufe eine sehr ansprechende und originelle Deutung seines Themas „Rechtfertigung heute", während Pastor Götting im Gemeindesaal sich mit seinem Luthervortrag vorzüglich auf die jüngeren Schüler einzustellen und sie zu packen verstand.

Am 10. 11., anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters, hielt Koll. Dr. Ibel, der Problematik seiner Aufgabe bewußt, eine äußerst fesselnde Schiller-Gedenkstunde. Koll. Dr. Bernett bot mit einer 11. Klasse ein sehr kritisches Nachwort und Nachspiel in einer Gemeinschaftsstunde für die Oberstufe.

Am 7. 11. feierte der Verein der Freunde des Christianeums in den Räumen der Elbschloßbrauerei sein traditionelles Winterfest. Nach einer Darbietung des Schulorchesters unter Koll. Borm und einer Ansprache des Direktors führten der Knabenchor und eine Orchestergruppe sowie Darsteller aus einer 5. Klasse die szenische Kantate „Der Struwwelpeter" von Bresgen mit einer so herzerfreuenden Frische auf, daß der Beifall kein Ende nehmen wollte und das Stück noch zweimal in der voll besetzten Aula wiederholt werden mußte. Die Einstudierung lag in den bewährten Händen der Kollegen von Schmidt und Weise. Der Reinertrag des Festes in Höhe von 781,89 DM wurde vom Verein dankenswerterweise wieder der Schule überwiesen.

Lange

SPORT-WETTKÄMPFE 1959 IM CHRISTIANEUM

Wie in jedem Jahr drängten sich in der ersten Septemberhälfte alle Termine für schulische Wettkämpfe zusammen. Es wird dabei immer wieder schwierig bleiben, störungsfreie Kontinuität im unterrichtlichen Alltag mit der ebenso notwendigen Gestaltung schulischer Gemeinschaftsunternehmen und musischer Bewährung in Schulfest, Wettkampf, Konzert, Theateraufführung usw. zu vereinen. Ihre zeitliche Verteilung im Schuljahr und ihr Umfang bedürfen immer wieder ernster Überlegung. Es wäre nichts verderblicher, als wenn ihre Bedeutung und ihr erzieherischer Wert durch Übertreibung in Frage gestellt würden. In diesem „Schulfest"-Jahr darf insgesamt durchaus festgestellt werden, daß, aufs Ganze gesehen, ein Gleichgewicht aller wesentlichen Faktoren schulischer Erziehung eines altsprachlichen Gymnasiums gewahrt geblieben ist, wenn auch in bestimmten, kurzen Zeitabständen einzelne integrierende Aktionsweisen im Mittelpunkt standen. Sie sind inzwischen wieder dem Ganzen dienend in ihre besonderen Arbeitsbereiche zurückgetreten.

In den Leibesübungen sind aus der Tradition des letzten Jahrzehnts folgende Veranstaltungen wiederholt durchgeführt worden:

A. Das eigene Schulsportfest der gesamten Schülerschaft des Christianeums
B. Wettkämpfe der drei altsprachlichen Gymnasien um den Wanderpreis der Familie Sieveking
C. Staffelläufe der Schulen in den Elbgemeinden
D. Wettkämpfe, die der Wettkampfausschuß der Schulbehörde für die Gymnasien zu gemeinsamer Durchführung ausschreibt
E. Wettkämpfe einzelner Schülergruppen in besonderen Übungsweisen.

Die Beteiligung an den außerhalb des eigenen Schulraumes geplanten wettkämpferischen Vergleichen — oft nur mit einer kleinen Auswahl der Schülerschaft — wird nur dann vertretbar sein, wenn die notwendigen Voraussetzungen dafür sich natürlich ergeben aus den planmäßigen Leibesübungen der Klassen oder aus maßvoll begrenzten Spiel- und Sportgruppen, in denen sich Christianeer in der Freizeit zusammenschließen. Es steht in Aussicht, daß die noch bestehenden äußeren Hemmnisse für den vollen Einsatz der Leibeserziehung bald beseitigt werden können. Die Fachlehrerschaft wird diese Verbreiterung ihrer Wirksamkeit bestimmt nicht in eine einseitige Leistungsförderung Bewegungsbegabter fehlleiten, sondern die bereits gewonnene Basis einer vielseitigen, natürlichen Bewegungserziehung für eine intensive unterrichtliche Aktivität nutzen, die in Arbeit, Spiel und Feier ihren gestalteten Ausdruck findet und den einzelnen zu seiner optimalen Leistung führt, ohne ihn aus dem Zusammenhang und aus der Verantwortung für seine gesamtschulische Aufgabe zu entlassen.

Unter diesen Gedanken möchten auch die diesjährigen Wettkämpfe gesehen werden.

A. Die für alle Christianeer wertvollste Wettkampfveranstaltung war das Schulsportfest. Es wurde dabei noch immer aus organisatorischen Gründen auf einen festlichen Rahmen verzichtet. Trotzdem war es bei schönem, sommerlichem Wetter, zeitlich in drei gesonderte Abschnitte für Ober-, Mittel- und Unterstufe gegliedert, ein lebendiges, spannendes Ereignis. Für den einzelnen Schüler war es zudem noch

   Feststellung des Leistungsstandes für die Halbjahrsbeurteilung,

   Kampf um das Siegeszeichen der Bundesjugendspiele,

   Einsatz für den Wettstreit der Klassen um die Wanderpreise der Schule

   und für die Klassen 13 Prüfungswettkampf in der Leichtathletik für das Abitur.

   Das Besondere unserer Wettkämpfe liegt in der Vielseitigkeit der Anforderungen, wie sie der vorausgegangene Unterricht vorbereitet hat. Grundlage ist der leichtathletische Mehrkampf mit Kurzstreckenlauf, Sprung-, Wurf- und Stoßübungen, differenziert nach den Altersstufen. Als notwendige Ergänzung wird stets für die Klassen 7—13 50-m-Schwimmen hinzugefügt. Eine besondere Beachtung erfahren die erst auf lange Sicht durch stete Gewöhnung zu erwerbenden Dauerleistungen, die in ihrer bewußt vorsichtigen Kraftverteilung, in ihrer spielerischen Geläufigkeit und ihrer gewollten Ausdauer einen wesentlichen allgemeinerzieherischen Gewinn bedeuten. Deshalb laufen alle Klassen im Wettkampf über eine längere Strecke, wobei Länge und Tempo ganz den Altersstufen und der erzieherischen Absicht entsprechen. Erst die Oberstufenschüler laufen dann ihre Strecke (1000 m) als Einzelkämpfer nach Zeit.

Zu diesen Einzelkämpfen aller gesunden Jungen traten noch die Mannschaften der Klassen in Lauf- und Schwimmstaffeln an. Dabei liefen nicht nur die Staffeln der Klassenbesten, sondern jede Klasse stellte so viele Staffeln, wie sie bei Berücksichtigung von 75 % der Klassenstärke aufzustellen vermochte. In diesen Wettbewerben zählte nicht nur die zeitschnellste Mannschaft als Sieger, sondern in gleichhoher Bewertung auch der beste Klassendurchschnitt.

So kam es in diesen mannigfaltigen Wettkämpfen nicht nur auf die Heraushebung besonderer Einzelleistungen an, sondern auch auf den gemeinsamen Einsatz aller für ihre Klasse in den Mannschaftswettbewerben. Es zeigte sich deutlich, ob eine Klasse sich nur auf ihre Besten verließ oder ob sie die Aufgabe gemeinsam erfüllte. Leider waren einige Klassen, vor allem 12 d, 9 a, 8 a und 6 a, durch Grippeerkrankungen geschwächt und konnten nicht ihre volle Leistung zeigen.

Das Leistungsbild der Schule war im ganzen gut. Die leichtathletischen Übungen haben sich seit der Benutzung des anliegenden Sportplatzes erfreulich in Form und Höhe der Leistung verbessert. Das gilt besonders für die Laufwettbewerbe. Bei den Sprüngen, Würfen und Stößen haben viele Jungen noch nicht recht die Wichtigkeit einer feinabgewogenen Bewegungsformung erkannt, die erst den vollen Krafteinsatz in der richtigen Art und im richten Moment ermöglicht. Gerade dabei liegen für den Leistungsschwächeren erfolgversprechende Ansätze.

132 Schüler konnten mit der Ehrenurkunde des Bundespräsidenten, 160 Schüler mit der Siegerurkunde des Hamburger Senats ausgezeichnet werden.

Zum Vergleich der Gesamtleistungen jeder Klasse wurden die Ergebnisse aller durchgeführten Wettbewerbe (Oberstufe 14, Mittelstufe 11, Unterstufe 8) in einer Punktwertung zusammengefaßt.

Es siegten:

Oberstufe:

1. Klasse 13 b mit 246 Punkten
2. Klasse 11 a mit 191 Punkten
3. Klasse 12 c mit 185 Punkten

Mittelstufe:

1. Klasse 8 b mit 111 Punkten
2. Klasse 10 a mit 108,5 Punkten
3. Klasse 9 b mit 107,5 Punkten

Unterstufe:

1. Klasse 6 b mit 7 Punkten (Punktdurchschnitt)
2. Klasse 5 a mit 6 Punkten
3. Klasse 7 b mit 5,4 Punkten

Die ersten Sieger erhielten den Wanderpreis der Schule für ihre Stufe.

Folgende Bestleistungen wurden erzielt:

Mehrkampf:

Kl. 13	Münchmeyer	138,5 Punkte
Kl. 12	Siemonsen	125,5 Punkte
Kl. 11	Fehlauer	113,5 Punkte
Kl. 10	Assmann	104,5 Punkte
Kl. 9	Steiner	92 Punkte
Kl. 8	Ackermann und Behrens, St.	78 Punkte
Kl. 7	Asmus	71,5 Punkte
Kl. 6	Oetzmann	48 Punkte
Kl. 5	Römling	64 Punkte

Einzelkämpfe:

100-m-Lauf	Münchmeyer	11,5 sec	
75-m-Lauf	Behrens, St.	9.6 sec	
50-m-Lauf	Engelhard,	7,7 sec	
	Ruschpler	7,7 sec	
1000-m-Lauf	Wolff	2 : 50 min	
Weitsprung	Wernecke	5,93 m	(Oberstufe)
	Sasse	5,69 m	(Mittelstufe)
	Ramseger	4,51 m	(Unterstufe)
Hochsprung	Hadamovski	1,60 m	
Schleuderballwurf	Wittern	45 m	
Handballwurf	Wippler	37 m	
	Wendeler		
Schlagballwurf	Widetzki	61 m	
Kugelstoß (5 kg)			
a. d. Kreis	Hasselmann	13,40 m	
a. d. Anlauf	Assmann	14,45 m	
Schwimmen (50 m)	Deicke	30,1 sec	(Oberstufe)
	Richter	34,6 sec	(Mittelstufe)

Laufstaffeln:

4 x 100 m	Oberstufe	Kl. 11 a	47,4 sec.
	Mittelstufe	Kl. 10 a	48,5 sec.
5 x 75 m	Mittelstufe	Kl. 8 b	50,2 sec.
8 x 50 m	Unterstufe	Kl. 6 b	61,7 sec.

Schwimmstaffeln:

4 x 50 m	Oberstufe	Kl. 12 d	2 : 42,5 min.
	Mittelstufe	Kl. 10 a	2 : 31,5 min.
	Unterstufe	Kl. 7 b	3 : 26,8 min.

B. Der Wettkampf der drei altsprachlichen Gymnasien um den Wanderpreis der Familie Sieveking hat für die Teilnehmer stets einen besonderen Reiz: In jedem Jahre wechseln die Übungsbedingungen und somit bleibt der Wettkampf stets offen. Diesmal — es war die 4. Austragung — wurden Mannschaftskämpfe als Schwimmstaffeln, Laufstaffeln und als Kampfspiele der einzelnen Klassenstufen ausgetragen. In einer vom Johanneum ausgezeichnet vorbereiteten und durchgeführten Veranstaltung im Bad Lattenkamp und auf den Sportplätzen des Stadtparkes wurden die spannenden Kämpfe in fairer, kameradschaftlicher Weise ausgefochten.

Sieger wurde das Christianeum mit 76 Punkten vor dem Johanneum mit 70 und dem Wilhelm-Gymnasium mit 46 Punkten.

Der neue Wanderpreis, eine kunstvoll getriebene Silberschale, schmückt nun die Vorhalle des Christianeums.

Unsere Läufer traten wie in jedem Jahr zu den Staffelläufen der Elbgemeinde-Schulen an. Als „Elbelauf" war diese Veranstaltung früher ein von vielen Zuschauern besuchtes Sonntagsereignis auf der Elbchaussee. Heute ist sie in die Stille des Volksparkes aus verkehrstechnischen Gründen verlegt worden. Dies brachte auch eine organisatorische Veränderung der Laufbedingungen. Der Wanderpreis, den die Oberstufe jedes Jahr gewonnen hatte, ging 1958 endgültig in unseren Besitz über. Im diesjährigen Wettbewerb mußten die Läufer der Oberstufe die klare Überlegenheit der Schleeschule anerkennen. Dafür holten sich die 25 Läufer der Mittelstufe sicher vor der Schleeschule und den Mittelschulen den Sieg und erhielten einen von der Schulbehörde neu gestifteten Wanderpreis.

D. Beim Herbstsportfest der Hamburger Gymnasien in der Jahnkampfbahn hatten unsere Wettkämpfer wenig Glück. Weder im Dreikampf noch in den Einzelwettbewerben konnten sie sich unter den besten jugendlichen Leichtathleten der anderen Schulen in der Spitzengruppe behaupten. Auch in den Staffeln gab es unerwartete Enttäuschung. Das soll uns nicht entmutigen. Wir wollen auch keine Entschuldigungen oder Anschuldigungen laut werden lassen. Anerkennung gilt trotzdem allen, die sich voll in diesem Wettbewerb einsetzten. Vielleicht bewirkt ihr vorbildliches Verhalten für andere eine Besinnung, in gleicher Weise an sich zu arbeiten.

Eine große Freude aber brachte uns bei dieser Veranstaltung unsere Faustballmannschaft. Sie hatte sich schon im vergangenen Jahr bis zum Endspiel durchgekämpft. Dort war sie gegen ihren schwersten Partner, Gymnasium Eimsbüttel, unterlegen. In diesem Jahr gelang ihr der Sieg im Faustballturnier der Hamburger Gymnasien. Nachdem sie bereits in der Zwischenrunde Eimsbüttel geschlagen hatte, gewann sie im Endspiel gegen die Walddörfer-Schule mit 35 : 25 Punkten. Besondere Anerkennung verdient dieser Sieg, weil es sich um eine reine Klassenmannschaft der 13 b handelt. Es spielten Deike, Hasselmann, Seidl, Scheer, Stohn und Firchow.

Als Auszeichnung erhielten sie den Wanderpreis der Schulbehörde.

E. In aller Stille hat sich unsere Ruderriege unter fürsorglicher Betreuung des Ruder-Clubs „Favorite Hammonia" zu einer großen Mannschaftsleistung emporgearbeitet. Es ist bekannt, wieviel Zähigkeit, Ausdauer, aber auch verläßliche Kameradschaft dazu nötig sind. Ihr Vierer errang in 10 Rennen dieses Sommers 6 erste Siege, 3 zweite Plätze und 1 dritten Platz. 7 Regatten wurden in Hamburg gefahren, die anderen in Rendsburg, Apenrade und in Essen, wovon die Vergleichswettkämpfe des Bundes Deutscher Schüler- und Jugend-Ruderverbände in Essen die bedeutendste Veranstaltung waren. Die Mannschaft gewann dort mit ihrem Sieg den Wanderpreis, gestiftet vom Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen.

Die erfolgreichen Ruderer sind Sommer, Bloos, Mestwerdt und Clüver aus der Klasse 12 d, Wischer aus 13 a und der Steuermann Gast aus 10 d. Es wäre sehr zu wünschen, wenn sich noch mehr Christianeer dem Rudern in diesem kameradschaftlichen Kreis der Ruderriege widmen würden.

Im Rückblick auf die Wettkämpfe darf noch einmal gesagt werden, wie sehr sie ihren Sinn erst erfüllen können, wenn eine spielerisch-gelöste und planmäßig gebildete Bewegung sie trägt und Freude und Wille zum fairen Messen mit dem anderen drängen. Die Schule wird sich weiter bemühen müssen, Leistungsvergleiche nicht zu verfrühen, zu übersteigern und zu überschätzen. Sie wird ihnen aber im Rahmen einer Leibeserziehung Raum geben müssen, in der sich Spielen und Kämpfen, Gestalten und Bewältigen als ursprüngliche Bewegungsweisen vereinen.

DIE TÄTIGKEIT DER PRÄFEKTUR 1958/59

Im vergangenen Jahr zeigte sich, daß für die Schülermitverantwortung am Christianeum die Jahre des Aufbaus und der schüchternen Versuche vorbei sind. Die vor den Herbstferien aus dem Amt entlassenen Präfekten vollzogen den Übergang zu einer Zeit, in der die Hauptaufgabe der Präfektur Weiterentwicklung der geschaffenen Grundlagen sein mußte. Daher standen sie so häufig wie keine Präfektur vor ihnen im Mittelpunkt der Diskussionen, wurden gelobt und getadelt.

Worin lag nun der Schritt nach vorn, welche Arbeit wurde von der Schülervertretung im Verlauf der vergangenen Amtsperiode geleistet?

Durch die große Anzahl der Veranstaltungen gelang es, daß der Name der Präfektur nicht nur ins Bewußtsein der Schüler aller Klassenstufen eindrang, sondern auch außerhalb des Christianeums bekannt wurde. Als die neun vom Schülerrat bestätigten Präfekten im Herbst 1958 ihre Arbeit begannen, fuhren sie zunächst in den ausgefahrenen Gleisen ihrer Vorgänger; sie setzten die Filmabende ein wenig zahlreicher fort und sammelten Erfahrungen. Neben Fehlgriffen — Filmen, die nicht für ein Schülerpublikum geeignet waren — gab es große Erfolge mit „Jonas", „Fahrraddiebe" und „Julius Cäsar", die den Christianeern wegen des guten Niveaus gefielen. Aus organisatorischen Fehlern wurde gelernt, so daß alle späteren kulturellen Veranstaltungen ohne Zwischenfall stattfanden.

Neue Möglichkeiten und Wege zeigten sich an, als es gelang, Herrn Werner Burkhardt für einen Vortrag über Entwicklung und Wesen des „modern jazz" zu verpflichten, der von allen Zuhörern begeistert gelobt wurde. Obwohl mit Herrn Prof. Müller-Schwefe, der über das Verhältnis der jungen Generation zum Vaterland sprach, und Herrn Grebe, der über Händel referierte, zwei Herren gewonnen wurden, die auf ihrem Gebiet Kapazitäten sind, erschienen zu ihren Vorträgen nur wenige Christianeer. Ein großer Abend aber war es für unsere Aula, als Herr Professor D. Thielicke über „Die Frage nach dem Sinn unseres Lebens" sprach, ein Ereignis, das der Präfektur in den Elbgemeinden viel Ansehen eintrug.

Eine echte organisatorische Aufgabe wurde von den Präfekten gelöst, als sie den Verkauf der Berlinabzeichen während der Aktion „Macht das Tor auf" für mehrere Schulen zu leiten hatten. Aber auch hier kam den Schülern die inzwischen gesammelte Erfahrung zugute.

Aber wichtiger als die Erfolge nach außen, war die Arbeit, die „intra muros" geleistet wurde. Als im Februar die Abiturienten in den schweren Kampf, das mündliche Abitur, zogen, wurde ihnen diese Aufgabe durch Betreuung mit Obst, Kuchen und Tee erleichtert; hier gaben die Präfekten ein Vorbild, das zur Tradition werden sollte. Sollte es der guten Betreuung zu verdanken sein, daß alle das Reifezeugnis erhielten? Um eine weitere Intensivierung des Gemeinschaftslebens an unserer Schule bemühte sich die Schülermitverantwortung in der Schach- und der Briefmarkengruppe sowie durch zahlreiche Sportveranstaltungen, unter denen das dreitätige Badmintonturnier besonders zu erwähnen ist.

Daß die Veranstaltung zum 17. Juni in diesem Jahr von den Schülern gestaltet wurde und eine völlig neue, doch würdige Form bekam, ist ebenfalls ein Verdienst der Präfektur, die auch Herrn Gösta von Uexküll und Herrn Prof. Kraus für Vorträge vor der Schülerschaft gewinnen konnte.

Es kann als erfreuliches Merkmal unserer Schule gesehen werden, daß die Schüler selbst mit Einsatz und Verantwortung das Schulleben mitgestalten; der neuen Präfektur ist zu wünschen, daß sie das große Feld der Möglichkeiten, die noch nicht genutzt wurden, weiter ausschöpft und die geschaffenen Wege weitergeht. Die schwierigste Aufgabe jeder Schülermitverantwortung bleibt es, die anderen, die Mitschüler für tatkräftige Mitarbeit zu gewinnen.

Jürgen Scheer, 13 b

PROF. DR. H.-R. MÜLLER-SCHWEFE

Rechtfertigung heute

I. Der Mensch kein Factum, sondern ein Faciendum

An einem Tage wie dem Reformationsfest kommt es heraus, daß wir aus Tradition Christen sind. Weil unsere Eltern uns christlich, evangelisch, lutherisch taufen ließen, darum ist das unsere Herkunft. Und die Eltern ihrerseits haben es auch ererbt. Irgendeiner der Vorfahren hat einmal selbst die Entscheidung getroffen, bei der evangelischen Sache mitzumachen. Er hat die Tradition in der Familie begründet.

Solche Tradition in Sachen des Glaubens hat ihre zwei Seiten. Manche, vielleicht die meisten von uns, kommen nie zu einer eigenen religiösen Haltung. Es ist die Frage, ob das gut ist. Aber es ist so. Eine gewisse Sitte kann uns ja natürlich auch tragen. Aber das reicht nicht aus. Wir müssen eine eigene Stellung beziehen.

Fragen wir nach der Tradition der Kirche der Reformation, so stoßen wir auf die Rechtfertigungslehre. Wollen wir deren Bedeutung für uns heute erkennen, so genügt es nicht, Luthers Klostererlebnis oder die ausgereifte Lehre der Bekenntnisschriften darzustellen. Wir müssen zu erkennen versuchen, ob und was denn heute die Lehre von der Rechtfertigung uns zu sagen hat. Um dahin zu führen, möchte ich an einer Stelle ansetzen, die für alles Empfinden nichts mit der Rechtfertigung zu tun hat. Dieser Weg hat den Vorzug, daß wir in neuer Weise mit dem alten, für manche veralteten Problem bekanntwerden.

Wer Latein kann unter uns, dem möchte ich eine herrliche Formulierung des spanischen Philosophen Ortega y Gasset über den Menschen vorlegen. Er sagt einmal: „Das Leben ist ein Gerundivum und nicht ein Partizipium, ein Faciendum und nicht ein Factum." (Geschichte als System. 1943. S. 30). Können Sie das übersetzen und verstehen? Das Leben ist kein fertiges Produkt; es muß erst fabriziert werden. Ja, darin besteht das Wesen des Lebens, daß es nicht fertig ist, sondern unfertig und erst fertig zu stellen. Er hätte auch sagen können: Das Leben ist kein Perfekt, sondern — im genauen Sinn des Wortes — ein Imperfektum.

Was bedeutet das?

Die Anthropologie, also die Lehre vom Wesen des Menschen, hat klar herausgearbeitet, daß Tiere und Pflanzen in ihre Umgebung eingepaßt sind. Sie reagieren auf die Signale, die ihnen die Umwelt gibt; sie sind instinktsicher; sie sind in diesem Sinn fertig. Der Mensch dagegen ist eben nicht fertig. Er ist, wie man auch gesagt hat, das „nicht-festgestellte Tier". Er ist mangelhaft ausgestattet. Er ist nicht eingepaßt in die Umgebung. Positiv heißt das: Er ist offen. Er kann vom Augenblick Abstand nehmen; er kann disponieren. Dieser Unterschied bestimmt schon den Anfang des Lebens. In dem Film „Serengeti darf nicht sterben" war ergreifend für viele zu sehen, wie eine junge Gazelle geboren wird. Das Paket erscheint aus dem Leibe der Mutter. Es bewegt sich und zappelt auf der Erde herum. Und nach kurzer Zeit streckt es die Glieder und stellt sich auf die Beine. Da kommen die Verwandten und bewundern es. Es ist auch bewundernswert; es ist fertig. Wie anders der kleine Mensch. Wenn er den Leib der Mutter verlassen hat und den ersten Schrei ausgestoßen, dann ist er und bleibt er noch lange ein Bündel von Hilflosigkeit, auf die Fürsorge der Mutter angewiesen. Ein volles Jahr hat es gedauert, bis wir uns auf eigenen Beinen bewegen konnten.

Wenn also die Fürsorge der Eltern nicht gewesen wäre, so wären wir nicht groß und selbständig geworden. Ein Mensch ist also auf die Vorsorge der vergangenen Generation angewiesen. Er ist nicht in sich rund oder vollständig. Er ist nicht eingepaßt in die Natur wie das Tier oder die Pflanze. Die Anthropologen sind stolz auf diese Entdeckung, mit Recht. Wenn Portmann das entdeckte, daß der Mensch nicht fertig auf die Welt kommt, daß er eine „extra-uterime Frühgeburt" ist, wie er das nennt, dann hat er damit den Unterschied des Menschen vom Tier herausgefunden: Der Mensch beginnt gleich als Mangelwesen sein Leben. Er ist auf die Vorsorge der Eltern angewiesen. Und alle Erziehung geht darauf aus, daß er selbst die Vorsorge seines Lebens leisten kann.

Wir verstehen nun das Wort von Ortega genauer. Das Leben ist kein factum, sondern ein faciendum, das heißt also genau: Das Leben des Menschen ist nichts Fertiges. Er muß sich erst komplettieren.

Und nun beginnt dieses Wort zu uns zu reden!

Kein factum, sondern ein faciendum! Beruht nicht alle Erziehung darauf, daß aus jedem Menschen ein Mensch erst werden soll (und auch kann)? Was nützt alle Anstrengung, was nützt aller Appell an die Schüler, wenn sie nur Pflanzen wären, die man wachsen lassen muß, oder Tiere, die man für Käfig oder Freiland abrichten kann. Erziehung setzt freien Willen voraus, setzt voraus, daß der Mensch nach vorne offen ist, daß er aus sich etwas machen kann, was er noch nicht ist.

Natürlich muß hier ein Mißverständnis beiseite bleiben: Der Mensch kann sich nicht aus dem Nichts erschaffen. Die Bedingungen, das Material, mit dem er arbeiten kann, sind ihm vorgegeben. Er ist einfach mathematisch oder sprachlich begabt; er hat eine schwere oder leichte Auffassungsgabe; er ist stetig oder unstet. Da liegt viel Gebundenheit, viel Condition. Dazu gehört auch die Position seiner Eltern, der Landstrich, in dem er wohnt und anderes mehr. — Aber all das ist ja nicht einfach mechanisch ein Zwang für ihn, sondern eben reine Condition, sein Pfund, mit dem er wuchern soll, sein Widerstand, an dem er erstarken soll. Wenn es einen Beweis für diese Wahrheit gibt, dann ist es die Tatsache, daß aus den am reichsten Begabten im Leben nicht das Beste wird. Vielmehr wächst mit der Größe der Begabung auch die Versuchung, eben nichts Entsprechendes aus sich zu machen. Nein, gerade der sittliche Kampf gegen sich selbst ist die Entfaltung des Menschen und seiner Wirklichkeit.

Der Mensch ist kein factum, sondern ein faciendum. Das bedeutet nun also, daß im Menschen eine bemerkenswerte Unruhe lebt. Er lebt auf die Zukunft hin. Nicht nur, um zu überleben, sondern um seine Bestimmung zu erreichen. Nicht nur, um äußeren Glanz und Ansehen zu gewinnen, sondern um seiner inneren Stimme zu gehorchen, die wir das Gewissen nennen.

Übrigens gilt auch vom Gewissen, daß es nie ohne Tradition ist: immer ist die Stimme der Väter von Bedeutung. Aber zugleich setzt sich mein Gewissen mit dieser Tradition auseinander. Das kann man gerade an Luthers Gewissenserlebnis gut studieren.

Das ist also die Unruhe unserer Lebensuhr: Wir sollen unsere Bestimmung erreichen. Wir sollen uns selbst verwirklichen. Das geht weit über bloße Moralvorschriften hinaus: Niemals handelt es sich nur um ein Einpassen in die Umgebung; immer geht es um unser eigenes Sein:

Ein jeder sucht das Bild
des, das er werden soll;
solang er dies nicht hat,
ist nicht sein Frieden voll.

Damit ist die Unruhe positiv ausgedrückt. Und es steckt zugleich auch der Ernst darin, der über dem Menschenleben liegt. Es ist, für unser menschliches Verstehen, zweierlei, ob eine Katze zum ausgewachsenen Tier heranwächst oder ob ein Mensch seine Bestimmung verfehlt oder erreicht.

Wenn die Freiheit seine Bestimmung ist, dann kann er also sein Ziel auch verfehlen. Das macht die Herrlichkeit der menschlichen Existenz aus, daß es in ihr um die Verwirklichung oder Verfehlung des Menschen selbst geht.
Der Mensch ist kein factum, sondern ein faciendum.

II. Der Mensch ist ein Im-perfectum

Der Mensch ist nicht fertig. Er ist unterwegs, ist für sich selbst verantwortlich. Er soll werden, der er ist. Lange Zeit hat er gemeint, er würde dann sein Ziel erreichen, wenn er sich in die Ordnung der Welt einordnete. Seine Vernunft gab ihm die Einsicht in die rechte Ordnung aller Dinge; in sie, so meinte er, sollte er sich einfügen. Dann käme er zur Erfüllung. Darum war ein vollkommener Mensch ein Mann, der die Maße des Lebens, der Welt kannte und sie in seinem Leben verwirklichte.

Aber mit dem Beginn der Neuzeit veränderte sich das. Der Mensch entdeckte, daß er nicht nur in der Lage war, die Ordnungen zu erkennen und sich in ihre Maße einzuordnen, sondern fähig war, die erkannte Gesetzmäßigkeit zu benutzen, um selbst die Dinge zu gestalten und zu verändern. Nun genügte es seiner Sehnsucht nicht mehr, wenn er sich einfügte, sondern er konnte selbst Dinge schaffen. Seine Vollkommenheit hieß nun nicht mehr Einordnung, sondern: Schaffen von etwas Neuem, das er selbst erfand, in dem er seine Freiheit verwirklichte. Sein Stolz wurde es, die Welt selbst zu vervollkommnen, indem er sie beherrschen und verwandeln lernte.

Von dieser neuen Leidenschaft ist die Zeit der Renaissance durchweht. Michelangelo, der geniale rätselhafte Maler, Architekt und Techniker faßte dieses neue Verständnis vom Menschen in Worte, wenn er formulierte: „O Erforscher der Dinge, rühme Dich nicht des Wissens um die Dinge, die die Natur in ihrem gewöhnlichen Lauf hervorbringt, sondern freue Dich, das Ziel und Ende derjenigen Dinge zu kennen, die von Deinem Geist entworfen sind."

Wir spüren es alle unmittelbar in diesen Worten: das ist Geist von unserem Geist. So sehen wir die Welt an. Unser Glück, unser Verlangen liegt darin, daß wir die Welt verändern, neue Dinge schaffen, die noch nie ein Menschenauge gesehen hat, und so die Welt vervollkommnen. Man konnte in der Renaissance sagen: Gott schafft die Dinge einfach, simpliciter. Aber des Menschen Aufgabe ist es, das Mißgestaltete zur rechten Gestalt zu bringen. Damit tritt aber das Tun des Menschen unter ein neues Feldzeichen. Es handelt sich nicht um ein Arbeiten, das den Mangel und die Sorge überwindet, sondern es handelt sich um die Entfaltung der schöpferischen Kräfte. Nicht die Not ist der eigentliche Antrieb für den Menschen, sondern die Sehnsucht nach Gestaltung, nach Umgestaltung.

Wir können nicht übersehen, daß hier das Wesen des Menschen als ein faciendum erst richtig heraustritt: Der Mensch verwirklicht sich selbst, indem er sich selbst und die ganze Welt als unvollkommen ansieht und an des Menschen wie der Welt Vervollkommnung arbeitet. Ja, er erkennt seine sittliche Aufgabe in dieser Vervollkommnung.

Auf diesem Wege bewegt sich nun der Mensch seit 400 Jahren; erst hat er die Gedanken darüber ausgebildet und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist er in der Industrialisierung der Welt zur Verwirklichung angetreten. Unerhört groß sind die Veränderungen, die er geschaffen hat. Aber zugleich erfährt er, daß mit der wachsenden Perfektionierung der Welt der Mensch nicht etwa sein Wesen und das der Welt vollendet, sondern daß er in eine immer tiefere Zweideutigkeit hineingerät. Er muß erkennen, daß er um so mehr seine Unvollkommenheit, ja seine Unvollendbarkeit offenbart, je mehr er sich selbst und die Welt in Freiheit verwandelt.

Das ist eine ungeheure Erfahrung, die uns an den Rand unseres Menschseins bringt. Vielleicht bringt sie uns aber auch an das Ufer der wahren Vollkommenheit.

Ich denke in diesem Zusammenhang an Thomas Mann. Er, der große Dichter, dessen Werke steigend den Zug des Artistischen, der Montage zeigen, hat sich zu seinem 70. Geburtstag selbst eine Rede gehalten. In ihr finden sich erstaunliche Töne. Hören wir die Sätze an, auf die es mir jetzt ankommt. Sie lauten:

„Ich las neulich, daß in Deutschland, wo es viele „name calling" gibt, ein geistliches Gremium meinem Lebenswerk jede Christlichkeit abgesprochen habe. Das ist schon Größeren geschehen, es weckt allerlei Erinnerungen. Aber für den eigenen Fall habe ich besondere Zweifel — die sich weniger auf den Inhalt meiner Schriften als auf den Impuls beziehen, dem sie ihr Dasein verdanken. Wenn es christlich ist, das Leben, sein eigenes Leben, als eine Schuld, Verschuldung, Schuldigkeit zu empfinden, als den Gegenstand

religiösen Unbehagens, als etwas, das dringend der Gutmachung, Rettung und Rechtfertigung bedarf, — dann haben jene Theologen mit ihrer Aufstellung, ich sei der Typus des a-christlichen Schriftstellers, nicht so ganz recht. Denn selten wohl ist die Hervorbringung eines Lebens — auch wenn sie spielerisch, skeptisch, artistisch und humoristisch schien — so ganz und gar, vom Anfang bis zum sich nähernden Ende, eben diesem bangen Bedürfnis nach Gutmachung, Reinigung und Rechtfertigung entsprungen, wie mein persönlicher und so wenig vorbildlicher Versuch, die Kunst zu üben.

Vermutlich erachtet die Theologie die künstlerische Bemühung gar nicht als ein Rechtfertigungs- oder Erlösungsmittel, und vermutlich hat sie sogar recht damit. Man würde sonst wohl mit mehr Genugtuung, mehr Beruhigung und Wohlgefallen auf das getane Werk zurückblicken. In Wirklichkeit aber setzt der Prozeß der Schuldbegleichung, der — wie mir scheinen will — religiöse Drang nach Gutmachung des Lebens durch das Werk sich im Werke selbst fort, denn es gibt da kein Rasten und kein Genüge, sondern jedes neue Unternehmen ist der Versuch, für das vorige und alle vorigen aufzukommen, sie herauszuhauen und ihre Unzulänglichkeit gutzumachen. Und so wird es gehen bis zuletzt, wo es mit Prosperos Worten heißen wird: „And my ending is despair", „Verzweiflung ist mein Lebensend'". Da wird, wie für Shakespeares Magier, nur ein Trostgedanke bleiben: der an die Gnade, diese souveränste Macht, deren Nähe man im Leben schon manchmal staunend empfand, und bei der allein es steht, das Schuldiggebliebene als beglichen anzurechnen."

Diese Worte schließen mir das Herz des Dichters auf; von ihnen her kann ich sein Werk anders verstehen. Und sie eröffnen mir darüber hinaus eine ganz wichtige Wahrheit und Erkenntnis: Der Dichter spricht ganz unbefangen von Rechtfertigung und formuliert mit neuen Worten wesentliche Gedanken der alten Lehre: Der Mensch treibt sein Werk immer schon aus einem schuldhaften Ungenügen heraus. Und er kann es nicht aus sich vollenden, sondern nur aus Gnade.

Hier wird also die Tatsache, daß der Mensch zur Vollendung bestimmt ist und selbst dafür verantwortlich gemacht wird, mit der Erfahrung verbunden, daß alles Arbeiten des Menschen an sich und seinem Werk ihn der Vollendung nicht näher bringen kann. Der Mensch soll sich durch seine Werke rechtfertigen, er soll die Note „gut" erreichen und kann es doch nicht. Worin diese Unmöglichkeit ihren Ursprung hat, das bleibt allerdings undeutlich.

Auch von ganz anderer Seite noch wird uns bezeugt, daß der Mensch sein Leben schuldig bleibt und nicht zur Vollendung bringen kann. Jean Paul Sartre, der französische Dichterphilosoph, der dem Bolschewismus nahesteht, hat die gleiche Erfahrung in seinem Stück „Tote ohne Begräbnis" eindrücklich formuliert. Da sitzen oben im Dachgeschoß eines Hauses ein paar Männer der französischen Widerstandsbewegung und eine Frau. Sie haben einen Sabotageakt ausgeführt; er ist nicht gelungen. Sie wurden gefangen und warten nun auf Verhör, Folter und Tod. Da bricht aus einem von ihnen die Klage über das verfehlte Leben: „Wo liegt unser Fehler? Es gibt einen Fehler, ich fühle mich schuldig," so stöhnt er. Er möchte die Schuld beseitigen, bevor er stirbt, weil daran der Sinn seines Lebens hängt. Kein anderer kann ihm die Verantwortung abnehmen. „Dreißig Jahre habe ich mich schuldig gefühlt. Schuldig, weil ich lebte. Jetzt . . . brennen Häuser, unschuldige Menschen sind umgekommen, und ich werde schuldig sterben." Sein Einsatz in der Widerstandsbewegung kann daran nichts ändern. Nicht weil sie keinen Erfolg hatten, sondern weil es nicht gelingen kann, dem Leben durch Handeln einen Sinn zu geben. „Wir haben versucht, unser Dasein zu rechtfertigen, und es ist uns nicht gelungen." Wieder taucht hier das Wort Rechtfertigung auf. Und wiederum soll es die Erfahrung ausdrücken, daß der Mensch darum seinem Leben keine Vollendung, keinen Sinn durch sein Handeln zu geben imstande ist, weil er dem Urteil nicht standhalten kann, das über sein Leben ergeht.

Wir müssen natürlich wissen, daß Sartre selbst auf alle Rechtfertigung des Lebens verzichtet und im dauernden freien Entwurf nach vorne allein die Sinngebung des Sinnlosen verwirklichen will. Aber sei dem wie dem sei, wichtig ist, daß eben nur auf den Trümmern der Selbstrechtfertigung die Ethik des freien Entwurfs sich erheben kann.

Wenn der Mensch also maßlos ist, nach vorne drängt, die Welt perfektionieren will und sich selbst, dann tut er das alles im Grunde nur, weil er selbst das Maß nicht erfüllen kann, dem er sich unterworfen sieht. Das ist ein unglaublicher Gedanke! Ist das wahr, dann entspringt also aller Versuch des Menschen, sich und die Welt zu vollenden, immer schon aus der Forderung, die mit seinem Leben über ihm ausgesprochen ist, dann kann er ihr darum nie genügen, weil dieser Anspruch und dieses Urteil — sein Leben selbst ist.

Dann muß sich aber der Blick umwenden: Wir müssen fragen, woher denn dieses mit unserer Existenz gegebene Ungenügen und Gefordertsein rührt! Wieder darf ich, denke ich, mit einem Schriftstellerzeugnis pointieren, was wichtig ist. Ernst Jünger hat sich in seinem Roman Heliopolis mit der Welt der Perfektion auseinandergesetzt. An entscheidender Stelle läßt er seinen Helden Lucius die Worte sprechen:

„Christus war stärker als Plato, als Sokrates. Man sah das am Schicksal all dieser Reiche, die unter dem Kreuz standen; das Leben in ihnen war bewegter, ergreifender, doch unbestimmter und führte immer an den Abgründen vorbei. Zuweilen hatte Lucius gehofft, daß sich Heliopolis zum alten Glanze, zur feierlichen Würde magischer Städte erheben würde, in denen ein höchstes eingeweihtes Wissen das Leben bewegte wie ein Uhrwerk, das auf Saphiren schwingt. Das waren Augenblicke, in denen er Christus haßte; der Galiläer hatte für immer diese Möglichkeit zerstört. Er wirkte weiter als die revolutionäre Grundmacht dieser Erde und würde jedes Bauwerk, jeden Tempel stürzen, der auf irdische Wohlfahrt, irdisches Glück gegründet war. Er hatte den Schwerpunkt der Geschichte transzendiert. Er hatte eine Unbekannte in sie eingeführt. Der Mensch war unberechenbar geworden; die alten Gleichungen gingen nicht mehr auf."

Damit beschreibt Jünger eine geschichtliche Wahrheit: Daß die Menschheit so unausweichlich dem bleibenden Ungenügen überantwortet bleibt, das rührt von Christus her. Auf Ordnung war der Mensch von jeher bezogen. Sein Gewissen band ihn ans Maß. Aber durch Christus wurde dieses Gewissen zu sich selbst befreit: Es reicht nicht aus, geforderten Leistungen zu entsprechen; es geht darum, daß der Mensch sich selbst entspricht Und das Gewissen würde erst recht dem Maß unterstellt: Gott selbst. „Darum sollt ihr vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", so hat der Herr gesagt.

Damit ist aber, das hat Ernst Jünger vorzüglich erfaßt, die Möglichkeit, die Welt als Ordnung, in sich ruhend, darzustellen oder zu erfüllen, für immer zerstört. Der Mensch ist auf Gott selbst als auf sein Maß bezogen.

Ungeheuer ist diese Herausforderung des Menschen. Sie hat sein Wesen zu Künsten und Entfaltungen befreit, wie sie noch nie in des Menschen Sinn gekommen waren. Aber sie hat den Menschen auch jede Hoffnung auf eigene Vollendung genommen.

Indem Christus dem Menschen die Vollkommenheit, das Perfectum, als Maß gibt, macht er ihn zum immer und ewig Im-perfecten. Das ist seine Größe, aber auch sein Leiden.

III. Rechtfertigung als Horizont des Menschen

Wer den Gegensatz zwischen Ost und West erfassen will, der muß ihn tief genug ansetzen. Es genügt nicht, daß er die Kapazität von Industrie und Wirtschaft vergleicht und dann sein Urteil macht. Es ist auch unzulänglich,

die Gesellschaftssysteme gegeneinander zu setzen. Denn es kann wohl sein, daß an vielen Punkten die Erfahrung das Sozialistische, an anderen das Private bestätigt; da stehen wir noch vor Überraschungen. Nein, entscheidend ist allein die Frage, ob der Mensch in seinem Drang zur Perfektion, in seiner Maßlosigkeit sich dem Maß unterstellt, dem Urteil, das ihn zum Imperfectum stempelt, oder ob er sich vermißt und alles Maß und Urteil über sich verleugnet.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die östliche Doctrin eindeutig maßlos, weil hier der Mensch sich selbst das Maß setzt; er will eine abgeschlossene, in sich selbst vollendete Welt. Die westliche Welt dagegen ist offen: sie bekennt sich zur Unvollendbarkeit des Menschen und der Welt; sie bekennt sich zur Erfahrung, daß alle Anstrengung und Verwirklichung den Menschen nur noch un-vollkommener macht.

Dieser Gegensatz ist eindeutig. Aber was kann das schon bedeuten? Wir im Westen, wir Europäer, können daraus keine Rechtfertigung unserer selbst ziehen. Wir bekennen uns zwar dazu, daß die offene Welt die überlegene ist, nicht an Leistungen vielleicht — obwohl auch die Leistung des Offenen auf die Dauer schöpferisch ist —, sondern eben um die Offenheit. Aber wissen wir, was wir damit tun?

Die Stimme des Gewissens, sie ist nicht unser besseres Selbst. Sie spricht vielmehr außerhalb von uns, uns gegenüber. Sie spricht als das unruhige, das schlechte Gewissen. Dieser Wahrheit gilt es standzuhalten: Daß wir Menschen unser Leben niemals dem Urteil entziehen können und daß dieses Urteil ständig unsere Rechtfertigung ebenso herausfordert wie zugleich in Frage stellt.

Schrecklicher Widerspruch, der der Mensch selber ist: ihm wird ständig widersprochen. Er kann nicht sterben, aber leben kann er auch nicht. Er gleicht dem siechen König Amphortas, der an der Speerwunde krank ist und doch nicht sterben kann.

Hier stehen wir an der Stelle, an der zu ihrer Zeit Paulus und Luther gestanden haben. Paulus empfand, als er noch der Pharisäer Saulus war, Christus als den eigentlichen Verderber des Menschen. Er stellte alle Anstrengungen des Menschen, nach dem Gesetz sich selbst zu rechtfertigen vor Gott, in Frage. Und ähnlich Luther. Er erfuhr bei seinen Bemühungen, vollkommen zu werden durch gute Werke, daß er immer weiter von der Rechtfertigung sich entfernte. Und er begann Gott zu hassen, weil er ihn in diese ausweglose Frage hineintrieb durch sein Urteil. Sie erfuhren also beide, daß Gott sie im Gewissen ansprach und ihre Bemühung, sich selbst zu vervollkommnen und also zu rechtfertigen, zerstörte. Immer ist Gottes Urteil dem Menschen über, es fordert ihn heraus und verurteilt ihn doch zugleich als unvollkommen. Man kann wohl verstehen, daß der Mensch sich aufbäumt und den Zaum abschütteln will, den Gott ihm da umlegt. Aber jedes Reißen und Beißen macht den Zug des Zügels noch fester. Und wenn er wie ein wildgewordener Gaul den Zügel festbeißt und losrast, dann kommt dennoch der Augenblick, wo er müde wird oder stürzt.

Luther aber und Paulus erlebten in dieser Bedrängnis durch Gott die Wendung. Was Thomas Mann so ganz allgemein mit dem Wort Gnade andeutete, das erfuhren diese beiden Männer konkret und deutlich in der Begegnung mit Christus:

Es ist die eigentliche Verdrehung und Zerstörung des menschlichen Wesens, wenn der Mensch meint, selbst vollkommen, selbst wie Gott sein zu können und zu müssen. Die Vollkommenheit des Menschen liegt nicht und nie in ihm selbst, sie liegt bei Gott; sie wird ihm von Gott geschenkt. Rechtfertigen kann der Mensch sich nicht und nie selbst; Gott rechtfertigt den Sünder.

Der Mensch ist und bleibt aus sich selbst ein Im-perfectum. Gott macht ihn perfekt; ja er ist der Perficiend des Menschen.

Diese Wendung verwandelt den Menschen und die Welt. Der Mensch, der sich selbst für vollständig hält, der ist nicht im Himmel, sondern in der Hölle. Und alle, die eine Welt ohne Gott komplett, perfekt machen wollen, schaffen in Wahrheit eine Hölle, wie an den totalen Staaten und den totalen Revolutionen abzulesen ist. Gerade ihr Idealismus ist ihr Laster, von unserem Glauben her gesehen.

Andererseits: wer sich dem Urteil der Forderung Gottes in seinem Gewissen unterstellt, der steht zwischen Himmel und Hölle; der ist eben auf der Erde, die unser Ort ist, an dem wir uns bewähren müssen. Aber unsere Verkehrung, unser Fall hier auf der Erde beruht dann nicht so sehr darauf, daß wir dieses oder jenes pexieren, daß wir, mit Friedrich Wilhelm I. zu sprechen, mannigmal etwas Krummes machen. Unsere Verkehrung liegt darin, daß wir immer schon Gottes Liebe als eine Forderung empfinden, der wir entsprechen müssen, anstatt eine Gabe, von der wir leben dürfen.

Luther hat diesen Unterschied in die Unterscheidungsformel von der justitia activa und passiva gefaßt. Gottes Gerechtigkeit ist keine Forderung, mit der er den Menschen überfällt und vernichtet, sie ist eine Gabe, die dem Menschen widerfährt, sie fordert nicht Gerechtigkeit, sondern sie macht gerecht.

Wir kennen ja schon in der menschlichen Gemeinschaft diesen Unterschied. Die Menschen, die sich selbst für vollkommen halten und den anderen nicht nötig haben, die sogenannten „Gerechten Kammacher", die sind unerträglich, die wahren Teufel. Diejenigen aber, die des anderen Menschen bedürfen und auf seine Nähe angewiesen sind, die sind eben in ihrer Bedürftigkeit — vollkommen. Denn: aus sich selbst vollkommen sein, das ist der Tod. Erst mit dem Du zusammen komplett zu sein, das ist Leben.

So steht es zwischen Gott und Mensch. Gott will des Menschen Vollkommenheit sein. er will ihn vollkommen, reich, überlegen, lebendig machen. Darum preist Christus die Armen selig. Kierkegaard deutet das richtig, wenn er sagt: Welche Seligkeit ist es für den Menschen, vor Gott allezeit Unrecht zu haben.

Das bedeutet natürlich nicht: Du kannst machen, was du willst, wenn du nur auf Gottes Gnade vertraust, sondern es heißt: Die eigentliche Voraussetzung unseres Lebens darf die Gnade sein, die Liebe Gottes. Wir können darauf bauen, daß Gott uns Leben schenkt, zum Ziel bringt. für uns sorgt . . . Vollkommenheit ist eine Vokabel Gottes, mit der Er allein den Menschen anredet und schmückt.

Ich denke, wir begreifen nun leicht, daß die Rechtfertigung auch für uns heute das zentrale Thema ist. Es geht heute wie zu Luthers Zeiten um die Alternative von Selbstrechtfertigung des Menschen oder Rechtfertigung des Sünders durch Gott.

Freilich liegt das Thema heute sozusagen in einer anderen Tonlage. Luther ging es um die Auseinandersetzung mit der drohenden Selbstrechtfertigung des Christen durch die guten Werke. Heute geht es zunächst einmal darum, daß wir festhalten und bekennen, daß nicht und nie der Mensch sich und die Welt selbst perfekt machen kann, sondern nur Gott. Erkennen wir das bitte gut: Die Fragestellung hat sich gegenüber Luthers Zeiten erweitert: Es geht nicht mehr um des Menschen Tun vor Gott in seinem persönlichen Bereich. Inzwischen ist die ganze Weltwirklichkeit fast mit ihren Kräften in den Verantwortungsbereich des Menschen getreten. Sagt er jetzt: Vollkommen muß ich sein, dann blickt er auch auf die Welt und will seine eigene Perfektion an der Perfektion der Welt wahrmachen. Aber wenn auch der Kreis der Frage heute weiter gezogen ist, auch die Welt und ihre Kräfte einbezieht, so ist doch die Mitte, um die der Kreis geschlagen wird, heute noch dieselbe wie bei Paulus und bei Luther.

Aber nicht nur ist der Kreis weiter, der um diese Mitte geschlagen ist. Der Kreis selbst wird heute in Frage gestellt. Es geht uns nicht darum, ob der Mensch sich vor Gott zu rechtfertigen versucht oder Gott den Menschen rechtfertigt, sondern viel umfassender darum, ob überhaupt die Existenz des Menschen der Rechtfertigung bedarf. Das ist die Stunde des Atheismus: Nicht daß er Gott als ein metaphysisches Fabelwesen oder als eine Erfindung der Ausbeuter bekämpft, sondern: er leugnet die Fragestellung: Alle Perfektionierung der Welt ist nur — Entwicklung, aus der Materie geboren. Nicht von Gott stammt das Maß, sondern von der Erde selbst.

Das ist die Alternative, die neu ist. Der Mensch will aus dem Kreis, den die Frage der Rechtfertigung um ihn und die Welt zieht, heraustreten. So meinte es Nietzsche, so denkt der dialektische Materialist. Um diese Entscheidung geht es in der Welt. Es ist im Grunde die Entscheidung Christus—Antichristus.

Wer innerhalb des Kreises bleibt, wer sich also einem Urteil unterstellt und Anspruch, der muß dann eine neue Entscheidung treffen: Die zwischen Idealismus und Christentum. Gehört, wie z. B. Karl Jaspers mit schöner Deutlichkeit sagt — der die Rechtfertigung den dem Philosophen fremdesten Gedanken nennt —, die Offenheit als Unvollendbarkeit einfach zum kreatürlichen Sein des Menschen, ist sie seine Struktur, dann kann von Schuld nur insofern die Rede sein, als der Mensch immer wieder den Ansporn spürt, aufzustehen und weiterzulaufen. — Oder es ist eben das ein Ausweichen vor Gottes eigentlichem Anspruch. Im letzteren Fall ist die idealistische Grundposition „immer strebend sich zu bemühen" schon Ausdruck einer Verkehrung: der Mensch läßt Gott nicht seine Vollkommenheit und Weisheit und Gerechtigkeit sein, sondern versteht den Anspruch nur noch als Aufforderung zur unendlichen Annäherung.

An dieser Stelle liegt wahrscheinlich die eigentliche Schwäche von allem Humanismus. Er stellt sich dem Urteil Gottes nicht wirklich.

Erst für die, die sich diesem Urteil Gottes stellen, kommt die Entscheidung zwischen evangelischer und katholischer Position in Sicht. Luther stand als Mensch unter der Forderung: Die Gnade, die der Mensch in der Taufe, im Sakrament und in der Absolution empfängt, muß ihn instandsetzen, vollkommen zu sein. Hier entstand seine Anfechtung: er erreichte auch als frommer Christ den Stand vollkommener Heiligkeit nicht. Da erlebte er es als die große Befreiung seines Lebens, die ihm die Lebensfreude wiedergab: Gott selbst in seiner Liebe ist die Vollkommenheit des Menschen. Er ist in Christus unsere Gerechtigkeit. Der Christ darf also stets von dieser ausgehen; er soll sich hüten, auf sie hinzustreben. Die guten Werke begründen nicht den Gnadenstand, sondern sie folgen aus ihm.

Auf diesem Unterschied zwischen den Anschauungen der beiden Kirchen liegt aber heute der Akzent nicht. Der liegt vielmehr auf der grundsätzlichen Frage, ob der Mensch überhaupt sich vom Anspruch Gottes noch treffen und sich dem Urteil unterstellen will oder ob er die Vollkommenheit als seine eigene Erfindung und auch sein Werk betrachtet. Hier werden heute die entscheidenden Kämpfe ausgefochten. Ob Rechtfertigung oder nicht. Die Frage nach dem Wie folgt dann erst:

Dieses Wie muß dann freilich auch geklärt werden: Ob der Anspruch, das Urteil nur ein Stimulans für den Menschen ist, um ihm die nötige Spannung zu geben, oder ob der Mensch vor diesem Anspruch eben sein Leben verwirkt hat. So lautet die religiöse Alternative zwischen Humanismus und Christentum. Und ist auch die entschieden, dann taucht als letze Frage Luthers auf, ob denn das Gutsein je ein Wesenszug des Menschen sein kann. Fast möchte ich sagen, das ist eine Frage der Sprachregulierung.

Der Reformator erfuhr in seinem Gewissen: Nie ist der Mensch gut! Gott allein ist gut; und er allein macht gut; auch mein gutes Werk ist nur seine Gabe. Die alte Kirche dagegen gebrauchte das Wort „gut" unbefangen auch

von der Handlung des Christenmenschen. Das kann man tun, solange man es unbefangen tut. Wenn aber die Frage erwacht, ob der Mensch guter Handlungen fähig sei, dann kann die Antwort nur lauten: Gott allein ist gerecht und macht gerecht. Der Mond hat sein Licht, er scheint uns des Nachts. Aber er hat seinen Schein — nur von der Sonne.

Der Mensch ist unvollendet. Er ist am Experimentieren. Er ist auch selbst ein Experiment. Er ist ein faciendum, kein factum. Er ist ein Imperfektum, kein Perfekt. Die Frage ist, wie er sich mit dieser seiner Bestimmung zur Vollkommenheit auseinandersetzt, wie sein Leben gerechtfertigt wird.

Luther hat diese Frage auf die Spitze getrieben. Sie erscheint als ein confessionelles Fündlein. Aber gerade in dieser Form führt sie auch zur größten Freiheit.

Wir können hinter sie nicht zurück.

Aber — dringen wir vielleicht über sie hinaus?

PASTOR I. R. DR. FERDINAND SCHULTZ

Lukas 2,14 — Eine textkritische und exegetische Studie

Zum Gedächtnis Konstantins von Tischendorf, der vor 100 Jahren, am 6. Februar 1859, die bislang älteste griechische Handschrift des Neuen Testamentes in dem Katharinenkloster des Sinaimassivs wie von ungefähr entdeckte und vor der Vernichtung rettete, soll im folgenden der sogen. engelische Lobgesang Luk 2, 14 sowohl textkritisch als exegetisch beleuchtet werden. Es soll dies geschehen, weil dieser Lobgesang nicht nur überhaupt Sinn und Zweck des Evangeliums Christi trefflich bezeichnet, sondern dessen Wortlaut und Deutung durchaus nicht einheitlich, sondern recht mannigfaltig dargeboten worden sind, noch heute, 100 Jahre nach Tischendorfs denkwürdigem Fund.

Dieser Übelstand wird am besten veranschaulicht durch folgende Zusammenstellung, nämlich der 3 wichtigsten, dem IV. Jahrhundert entstammenden Wiedergaben des Lobgesanges:

1. die des sogen. „codex Sinaiticus" Tischendorfs:
   »δόξα ε'ν ὑφίστοις θεῷ καὶ ε'πὶ γῆς εἰρήνη ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας»,
2. die der auf Hieronymus zurückzuführenden Vulgata:
   „gloria in altissimis Deo et in terra pax
   hominibus bonae voluntatis" und
3. die des dem Ulfilas zuzuschreibenden codex argenteus in gotischer Sprache:
   „vulpus in hauhistjam gupa jah ana airpai gawairpi in mannam godis viljins"

und dazu auch der 3, sämtlich dem XVI. Jahrhundert entsprossenen wie:

a) der deutschen Wiedergabe Luthers:
   „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden
   und den Menschen ein Wohlgefallen",
b) der französischen:
   „Gloire soit à Dieu au plus haut des cieux, paix sur la terre,
   bonne volonté envers les hommes" und
c) der englischen (appointed to be read in churches):
   „Glory to God in the highest and on earth peace,
   good will toward men."

Bei dieser Zusammen- und Gegenüberstellung ist doch vor allem nicht zu übersehen, daß beide Gruppen geschlossen voneinander wesentlich abweichen und die ältere Gruppe die Zweiteilung mit 2 Nominativen vertritt, die jüngere Gruppe dagegen die Dreiteilung mit 3 Nominativen.

Luther darf dabei freilich die Führerrolle nach allem lediglich zeitlich als Vorgänger oder nur indirekt zugesprochen werden. Sahen doch sehr viele und wohl die meisten damals ebenso wie Luther in Erasmus eine „Leuchte der Wissenschaft", die beachtet werden mußte, und insbesondere dessen 1516 bei Froben in Basel herausgebrachte Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes als unbedingt maßgebend an! War Erasmus aber selbst doch auch wiederum bei jener Ausgabe, wie heute feststeht, nicht unbefangen und keineswegs gründlich genug vorgegangen, sondern vielmehr, wie er immer um seine Anerkennung, rechtsgläubig zu sein, bemüht war, auch ängstlich bestrebt, sich an Handschriften zu halten, die ihrerseits aus trinitarischen Rücksichten die Dreiteilung, wenn auch gleichsam bona fide, eingeschmuggelt hatten. Indes dürfte es doch wohl, nachdem schon vor 100 Jahren dank Tischendorfs Fund die Zweiteilung in diesem Lobgesang gleichsam nach Christi eigenem Wort Matth. 18, 16 auch auf dreier Zeugen Mund gestellt war, für uns als evangelische Christen und Kinder der Reformation, ja, auch im Sinne Luthers, der zu seinen Lebzeiten nie ruhte, den Bibeltext zu verbessern, längst an der Zeit sein, die Dreiteilung in unseren Bibeln nicht länger zu behalten oder doch der Zweiteilung wenigstens in Form einer Anmerkung, wie es ähnlich schon bei dem Taufbefehl Matth. 28, 19/20 geschehen ist, Raum zu geben, anstatt weiter lutherischer als Luther zu sein und sich der katholischen Kirche gegenüber, die in dem Lobgesang die Zweiteilung seit alters bewahrt hat, selbst fortgesetzt ins Unrecht zu setzen.

Allein ebenso wenig ist bei der älteren Handschriftengruppe der sogenannte Chiasmus, die kreuzartige oder antipodische Stellung der entsprechenden, syntaktisch gleichwertigen Wörter, zu übersehen, den von der jüngeren Gruppe nur die englische Wiedergabe noch aufweist.

Zunächst mag nun zwar solch ein Chiasmus etwas ganz Zufälliges sein, was einem jeden, der mündlich oder schriftlich sich äußert, völlig unabsichtlich wie von ungefähr sehr wohl unterlaufen kann; es scheint zudem sonst im allgemeinen doch auch nur etwas Äußerliches zu sein und allenfalls ein Mittel, die Einförmigkeit der Darstellung — wie sonst etwa durch Betonung, so hier durch die Wortstellung — wohltuend zu unterbrechen. Doch wo hier wenigstens in der ältesten griechischen Überlieferung des Lobgesanges neben dem Chiasmus bei nur insgesamt 11 griechischen Wörtern noch ein 2. stilistisches Mittel die Darstellung bereichert, nämlich das bisher kaum beachtete Wortspiel «δόξα...εὐδοκιας» und dieses sogar die markantesten Stellen des Lobgesanges, den Anfang und den Schluß, angewiesen erhalten hat, dürfte doch wohl die Annahme oder nur die Vermutung nicht als töricht abzulehnen sein, daß hier Chiasmus und Wortspiel ihren besonderen Zweck haben. Oder sollte nicht vielleicht, während das Wortspiel «δόξα εὐδοκίας», den Lobgesang gleichsam umrahmend, das Ganze zusammenfaßt und nach außen abschließt, der Chiasmus bezwecken, die beiden Hauptsätze zusammenzuhalten und gegen die 3 letzten Worte «ἐν ἀνθρώπσις εὐδοκίας« abzuschließen als gegen eine adverbiale oder nebensatzartige Bestimmung zu den beiden Hauptsätzen und möglichenfalls als gegen eine, sagen wir, „condicio, sine qua non" zu jenen? Denn diese Annahme bzw. Vermutung ist doch gewiß nicht abwegig, weil der Genitiv «εὐδοκίας» als „Genitivus qualitatis" ohnehin syntaktisch-logisch limitierende, beschränkende oder konditionale Bedeutung hat, die sogar noch durch die anklingende und ausklingende Stellung in dem Lobgesang ein- und nachdrucksvoll gesteigert und als wichtig gekennzeichnet wird!

Berücksichtigt ist indes hierbei schon, daß jener Genitiv auch von allen 3 angeführten älteren Wiedergaben des Lobgesanges aus dem IV. Jahrhundert

bezeugt und deshalb auch als ursprünglich und maßgebend anzuerkennen ist. Das Gleiche ist aber der Fall bei der 3. präpositionellen Bestimmung des Lobgesanges «ἐν ἀνθρώποις εὐδοκίας», obgleich die Vulgata die Präposition nicht hat, sondern den einfachen selbständigen Dativ «ἀνθρώποις εὐδοκι'ας». Allein hat sich zweifelsohne einem Hieronymus, der bei seiner bekannten Gelehrsamkeit gegen Ausgang des IV. Jahrhunderts seitens des römischen Bischofs Damasus beauftragt war, dem geradezu heillos verwilderten Zustand der altlateinischen Übersetzungen des Neuen Testamentes, der sogenannten Itala, ein Ende zu machen, und so die Vulgata schuf, bei seiner von ihm selbst nicht verhehlten ängstlichen Vorsicht, „ne multum a lectionis latinae consuetudine discreparent!", der bloße präpositionsfreie Dativ nur ohne wirkliche Berechtigung emptohlen. Denn mochte auf diese Weise auch eine überraschende, ja, verblüffende Kontinuität oder Ebenmäßigkeit der beiden Sätze erreicht werden, wie hätte alsdann bei ursprünglichem Vorhandensein solcher Ebenmäßigkeit, sei es ein intelligenter oder sei es ein weniger intelligenter Gewährsmann, denn nur darauf verfallen können, noch mit einer 3. präpositionellen Bestimmung in dem Lobgesang aufzuwarten, wo schon 2 da sind und auf diese Weise obendrein die Kontinuität zerstört wird.

Nachdem jedoch so der Wortlaut des Textes, wie ihn Tischendorfs codex Sinaiticus verbürgt, als authentisch und ursprünglich erwiesen und ebenfalls der syntaktische Aufbau dieses überlieferten Lobgesanges klargestellt ist, ist nunmehr auch der Weg frei für die Deutung des Wortlautes.

Dabei sind von den insgesamt 11 Wörtern des Lobgesanges eigentlich nur 2 mehr oder weniger umstritten, nämlich: δόξα und εὐδοκίας, mithin das Wortspiel zu Anfang und am Ende. Wir stehen damit aber gleichsam vor einem Kunstschloß, das leicht zu öffnen ist, wenn man den passenden Schlüssel hat; wo wir ihn indes zur Zeit noch nicht zur Hand haben, sind wir gewissermaßen in der Lage eines Kunstschlossers, ohne etwa auch sogleich Geldschrankknacker werden und vielleicht gar die Bekanntschaft des Herrn Staatsanwalts machen zu müssen. Wer aber Kunstschlosser sein oder nur vorübergehend einmal spielen will, der muß unbedingt Umsicht haben und überdies auch viel, viel Geduld!

Nun wohl, auch wir gehen vor wie ein Kunstschlosser, sehen uns das Kunstschloß, das Wortspiel «δόξα .... εὐδοκίας», ganz gehörig und von allen Seiten an und gewahren, daß beide Wörter den gleichen Wortstamm «δοκ» in sich tragen und daß dieser Wortstamm mitsamt dem des altgriechischen Wortes »δεικνύναι«, das sprachgeschichtlich durch germanische und hochdeutsche Lautverschiebung zu unserem „zeigen" und „zeichnen" geworden ist, letztlich die Bedeutung des Sichtbar- und Augenfälligseins wie auch des Sichtbar- und Augenfälligmachens hat. So mannigfaltig aber die Wortbildungen von einem und demselben Wortstamm sind, ebenso mannigfaltig sind auch deren Bedeutungen; darüber hinaus kann indes auch dieselbe Wortform sogar je nach der Stellung im Satze und je nach dem Zusammenhang eine unterschiedliche Bedeutung oder gar eine besondere Färbung, Tönung oder Nuance annehmen.

Welch eine Fülle von Bedeutungen wird so aber für das Wort «δόξα» in unseren Wörterbüchern aufgeführt, wie z. B. im Lateinischen: opinio, sententia, existimatio, laus, honos, gloria, nimbus, magnificentia, excellentia, ornamentum, decus, maiestas u. a., und im Deutschen: Meinung, Ansicht, Vorstellung, Erwartung, Geltung, Ruf, Ruhm, Wahn, Schein u. a.! In den biblischen Büchern des Neuen Testamentes wird «δόξα» auch deutsch so sehr unterschiedlich wiedergegeben und allein von Luther durch „Ehre, Preis, Klarheit und Herrlichkeit" und selbst in diesem Lobgesang von diesem so, von dem anderen anders!

Offenbar aber wird Luther um die deutsche Wiedergabe dieses vieldeutigen Wortes an der Spitze des doch programmatischen Lobgesanges lange und ernstlich gerungen haben, bis er sich für das deutsche Wort „Ehre" entschied. Indes dürfte er sich nach allem dafür wohl aus dreierlei Gründen entschieden haben, nämlich: als Gottesmensch, als deutsch-germanisches Glied der menschlichen Gesellschaft oder als Volksmann, jedoch auch aus seinen besonderen Lebenserfahrungen oder persönlichen Erlebnissen.

Denn vergegenwärtigen wir uns nur, wo, wann und unter welchen Verhältnissen Luther das Neue Testament und damit auch diesen Lobgesang übersetzte und überhaupt das Riesenwerk der Bibelübersetzung angriff! Lassen wir uns im Geiste doch nur einmal zu ihm führen auf sein schlichtes Wartburgzimmer, das ihm 1521/22 angewiesen war als „Junker Jörg"! Wir werden dann verstehen, wie es ihm nach all dem, was vorausgegangen war, schon Muße bot, sein Reden, Lehren und Handeln gründlich zu überprüfen und darüber nachzudenken, was er, der Bergmannssohn, als pflichtbewußter Dr. sacrae paginae in Wittenberg gelehrt und in seinem Leben gefordert und vertreten hatte, nicht ohne darob von der Kirche ausgestoßen und in den Bann getan zu werden, wie er alsdann, nachdem er zu Worms vor Kaiser und Reich und aller weltlichen Macht und Herrlichkeit gestanden hatte, aus gleichem Grunde in die Acht erklärt und dadurch recht- und schutzlos geworden war. Wir werden ferner alsdann auch verstehen, wie er zugleich wohl daran dachte, daß er vor rund 10 Jahren selbst als frommer Pilger zu Fuß von Kloster zu Kloster gen Rom gewandert sei und diese heilige Stadt, den Mittelpunkt der Christenheit, nicht ohne andächtiges Schauern betreten habe, alsbald aber erkannte, daß all die Pracht und Herrlichkeit, die «δόξα», dort nur eine Decke war, unter der Lug und Trug, Sünde und Bosheit wucherten, und mit Abscheu diese Stadt darob verlassen habe und nach Wittenberg zurückgekehrt sei. Wir werden deshalb aber begreifen, wie Luther es widerstehen mußte, das Wort «δόξα» in dem Lobgesang wiederzugeben durch ein Wort, das ähnlich wie die Wörter «δόξα» und „gloria" damals in Rom und heute verkehret war und noch verkehret wird!

Luther wird sich jedoch als nüchtern und sachlich denkender Mann, der er war, um für das «δόξα» an der Spitze des Lobgesanges das erwünschte unmißverständliche deutsche Wort zu finden, ähnlich wie er es später 1530 in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen" forderte, schon damals umgesehen und umgehört haben unter den deutschen Verhältnissen. Dahingestellt bleiben mag dabei freilich, ob es Luther bekannt war, wie schon Tacitus um das Jahr 100 bei den Germanen das Volk in Stämme geteilt sah und an der Spitze der Stämme je ein Führer stand, dem die Stammesangehörigen als Gefolgsmannen folgten und wo sich auch etwas herausbildete wie „Ehre" als Gefolgschafts-, Mannen- und Führertreue! Dahingestellt bleiben mag ebenfalls, ob Luther etwas erfahren hatte, wie 700 Jahre nach Tacitus ein altsächsischer Mann in der „Heliand-Dichtung" Christum und seine Jüngerschar als solch eine altgermanische Gefolgschaft hinstellte. Dahingestellt mag endlich auch sein, ob Luther in dem Summepiskopat der Reformationszeit jenes Gefolgschaftsrecht erkannt hat mit seinem Rechtssatz „cuius regio, eius religio". Luther knüpfte vermutlich doch, wenn nicht bewußt, so doch unbewußt, an die alte Gefolgschaftstreue an und mag so auch zu dem Begriff „Ehre" gekommen sein.

Ausschlaggebend und entscheidend wird aber bei der Wahl dieses Begriffs für Luther gewesen sein, daß er ein Gottesmensch war und damit ein Mensch, der sich nicht so sehr von Gott abhängig fühlte, sondern vielmehr Gott unbedingt verpflichtet. Oder zeigt sich dies nicht, wenn er 1505 ins Kloster eintritt, um Gott sich ganz zur Verfügung zu stellen, und dort an frommen Übungen sich schlechterdings nicht genug tun konnte, wenn er 1517 seine 95 Thesen an die Tür der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug und bei den folgenden Disputationen sich nur auf Gottes Wort berief, wenn er 1520 in

seinen 3 großen Reformationsschriften nur den Weg zu Gott frei zu machen suchte und gegen Ende des Jahres bei Verbrennung der Bannbulle Gott selbst auf den Plan rief, 1521 aber sogar vor Kaiser und Reich die Forderung erhob, doch mit Gottes Wort ihn zu widerlegen, nicht ohne darob der Reichsacht zu verfallen und dann gleichsam vor die Wahl zwischen Tod und Nichtstun sich gestellt zu sehen und selbst dem leibhaften Teufel gegenüber! Dennoch hat Thiel in seinem zweibändigen Lutherwerk keinen Zweifel daran gelassen, daß Luther nicht etwa verzweifelte an dem Recht und an der Wahrheit seines Gotteswerkes der Reformation, vielmehr nach wie vor Gottes Wort unermüdlich und unentwegt wie unbeirrt trieb, wir können sagen mit 2. Petr. 1,21 ganz wie „die heiligen Menschen Gottes geredet haben, getrieben von dem heiligen Geist" oder nach Joh. 3,2/8 „von Gottes Geist angeweht" gleichsam oder auch wie „vom göttlichen Geist erfüllt" oder nach 2. Tim. 3,16 geradezu als Gottesmensch!

Indes wenn Luther so als „Gottesmensch" auf der Wartburg in seinem engen Zimmer beim Übersetzen saß und in Gedanken versunken kauerte, nicht ohne sich um das passendste deutsche Wort für das „Spitzenwort des Lobgesanges" zu bemühen, mögen ihm auch andere Gedanken gekommen sein, nämlich über Sein und Nichtsein und auch Fragen nach dem Sinn der Welt wie nach dem Zweck des Lebens überhaupt! Was lag ihm, der sich sonst für sein Handeln und Lehren immer auf Gottes Wort berufen hatte, da näher als sich wiederum in Gottes Wort zu vertiefen und — was fand er dort, sobald er nur die Bibel aufschlug, sogleich?

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde!" wurde ihm in deren erstem Satz zugerufen, kurz und bündig, klipp und klar und fast so, als ob man als Mensch mehr auch gar nicht brauche zu wissen und zu beherzigen. Hieß und heißt dies aber nicht, daß „Gott ist das A und O, der Anfang und das Ende, der da ist und der da war und der da sein wird (kommt)", wie es auch in deren letztem Buch Offenb. 1,8 zu lesen ist, und ferner, daß wir Menschen Gott auch an seiner allerersten Stelle sehen und belassen sollen und müssen bis ans Ende, es komme, was da wolle, mithin uns verhalten sollen wie einst die germanischen Gefolgsmannen, wir können sagen, mit hervorragendem Taktgefühl und, wie auch viele Naturwissenschaftler es tun, einschließlich Albert Einstein, sei es nun in der Überzeugung, daß da, wo das Wissen aufhört, das Glauben beginnt, oder auch nur, um nicht voller Resignation gestehen zu müssen: „Ignoramus"! Ein gleiches feines und hervorragendes Taktgefühl dürfte jedoch auch Luther veranlaßt haben, bei seiner Wiedergabe des griechischen Wortes «δόξα» in dem Lobgesang das deutsche Wort „Ehre" zu wählen. Hat dieses Wort doch einerseits nicht den schillernden Sinn des griechischen «δόξα» und so auch nichts Trügerisches, Unwahres! Ist dieses Wort „Ehre" anderseits aber doch auch etymologisch mit den Ordnungsworten „ehe, eher, erster" verwandt, so daß es nach Jesus Wort Matth. 22,21 gleichsam „Gebt Gott, was Gottes ist", nämlich den allerersten Platz in dem Weltall und seinem Geschehen bis ans Ende aller Tage, bedeutet.

Ähnlich ausführlich und eingehend dürfte jedoch nunmehr auch über das Schlußwort des Lobgesanges und des Wortspieles «εὐδοκι'ας», das rein stellungsmäßige, aber stammesverwandte Gegenstück, Klarstellung erwünscht sein.

Dieses Wort «εὐδοκία» wie auch das zugehörige Matth. 3,17 begegnende Verbum «εὐδοκεῖν» sind nun zwar erst Neubildungen der erst nach Alexander Magnus verbreiteten griechischen Weltsprache. Beide Wörter gehen aber sprachgeschichtlich zurück auf die sehr beliebte altgriechische Redensart «εὖ δοκεῖ μοι», die soviel bedeutet wie „es gefällt mir gut" oder „Gefallen haben an", wobei das ursprünglich selbständige adverbiale εὖ = gut mit dem übergeordneten Wort zusammengezogen,

außerdem aber die ursprünglich unpersönlich gebrauchte Redewendung in die persönliche Konstruktion übergegangen und «εὐδοκία» als substantivischer Begriff enstanden ist mit der Grundbedeutung „Wohlgefallen"!

Sollten indes diese beiden sprachlich so in Verbindung gebrachten Schriftstellen Luk. 2,14 und Matth. 3,17 nicht auch eine innere Beziehung zu einander irgendwie haben und nicht etwa exegetisch in Beziehung zu einander zu setzen sein?

Ja, wird an der letztgenannten Stelle nicht sogar Christus selbst als «εὐδοκία» hin- und herausgestellt und daher in den evangelischen Berichten auch mehrfach von solchen angegangen, die den Wunsch hatten, wo möglich selbst solches Wohlgefallen bei Gott zu erlangen und eine «εὐδοκία θεοῦ» zu werden? Allein die Bescheide, die dabei nach Matth. 19,16/20, Mark. 10, 17/31 und Luk. 18, 18/30 „der reiche Jüngling" und nach Matth. 22, 34/40, Mark. 12,28/34 und Luk. 10,25/37 „der frömmelnde Schriftgelehrte" erhalten, beweisen schon, daß alle, die nur sich selbst immer im Auge haben, kennen und wollen, mithin die „Ich-Menschen", und ebenso alle, die meinen, alles getan zu haben, was sie schuldig waren, schlechterdings nicht auf ihre Rechnung kommen werden. Denn Christus selbst denkt eben nicht an sich, sondern immer nur an Gott und daran, ihm zu dienen, wo, wann und wie er nur kann, wir können sagen, in Hingabe; er sucht dabei auch letztlich nie seinen eigenen Willen durchzusetzen, sondern in völliger Hingabe Gottes Willen zu seinem eigenen Willen zu machen, so daß er allemal spricht wie auch in Gethsemane: „Nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" und „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" Er verlangt das Gleiche aber auch von seinen Anhängern immer wieder, so oft er ruft, wie Matth. 16,24: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir!", nämlich mit einem Wort Hingabe, Hingabe an Gott, nicht ohne diese auch selbst beispielhaft und vorbildlich zu betätigen in seinem Leben und Lehren, Leiden und Sterben und so, wie kein anderer es vermag!

Nach diesem allem mag aber nunmehr versucht werden, den Lobgesang Luk. 2,14 auf Grund des maßgebenden Textes, wenigstens zum besseren Verständnis abschließend deutsch wiederzugeben, wie folgt:

„Ehre ist Gott in der Höh' und auf Erden auch Friede,
nur soweit Menschen in Hingabe Gott auch recht ehren!"

Allerdings mag so der Lobgesang uns vor allem in seiner zweiten Hälfte fremdartig anmuten. Denn die erste Hälfte zeigt ja nur die betreffenden Wörter in der altüberlieferten chiastischen Stellung. Allein der Schluß war ja doch bisher überhaupt recht undurchsichtig und daher auch umstritten. Er dürfte in der oben dargebotenen Form wenigstens durchsichtiger und kaum mißverständlich sein, und zwar, wie oben hinlänglich, ja, überzeugend begründet wurde, als „condicio, sine qua non" zu der voraufgehenden Hälfte und schwerlich in dieser Bewertung auch beanstandet werden.

Freilich heißt im einzelnen dort «εὐδοκία» soviel wie Wohlgefallen schon im Hinblick auf Matth. 3,17. Hat aber Christus nach der Schrift nicht etwa von vornherein durch sein inniges Verhältnis zu oder durch seine Verbundenheit mit Gott oder durch seine Hingabe an Gott auch bei diesem Wohlgefallen gefunden, daß er selbst sozusagen das Wohlgefallen Gottes wurde? Kaum ist daher doch auch ernstlich zu bestreiten, daß hier „Metonymie", d. i. Vertauschung verwandter, miteinander irgendwie näher im Zusammenhang stehender Begriffe wie nicht selten in den alten Sprachen vorliegt und nur zu fragen ist, ob hier unter «εὐδοκία» Christus selbst im Blick auf Matth. 3,17 schon gemeint ist, der das Wohlgefallen bei Gott gefunden hat und auch darstellt, oder die Wesensart, die Christum das

Wohlgefallen Gottes hat finden lassen, mithin dessen Hingabe! Die Wiedergabe des Wortes «εὐδοκία könnte sprachlich-philologisch allerdings daher schon lauten und sogar unter Beibehaltung des Genitivs: „nur soweit Menschen sind Christi und darin Gott ehren". Allein vielsagender und eindringender, ja, selbst drängender ist hier doch wohl der Begriff „Hingabe" als Christi und darum auch zu empfehlen!

Freilich sind die letzten Worte des Vorschlages „Gott auch recht ehren" endlich überhaupt nicht überliefert, mithin zusätzlich. Indes sind sie doch inhaltlich aus dem Ganzen erschlossen und nur angehängt, um das Wortspiel, wie die Überlieferung es neben dem Chiasmus hat, auch in der deutschen Übersetzung erscheinen zu lassen, zumal dadurch die „Ehre Gottes" eindrucksvoll herausgekehrt wird als der Menschen eigentliche und vornehmste Aufgabe und Ziel!

EINE FAHRT NACH GRIECHENLAND

Eine Fahrt nach Griechenland stellt, einer viel strapazierten Redensart zufolge, immer eine Fahrt zu den „klassischen Stätten des Altertums" dar. Unsere Reise im März dieses Jahres hat zwar auch die „Zeugen der Antike" zum Hauptziel gehabt — wie könnte es anders sein —, aber erst nachträglich, auf der Fahrt selbst, kam ich zu der Einsicht, daß es im Grunde das Nebeneinander mehrerer, sowohl in künstlerischer als auch geistesgeschichtlicher Hinsicht gegensätzlicher Epochen ist, das durch die scharfen Kontraste die Vorstellung von der antiken Welt, die im Betrachter bisher latent und aus der eigenen Phantasie genährt existierte, zurechtrückt und unverwischbar deutlich einprägt.

Zu diesem Charakteristikum, das an sich schon eine Fahrt nach Griechenland über die Sphäre anderer, durch die neuzeitliche Touristik ihrer Besonderheit schon nahezu beraubter Auslandsreisen hinaushebt, kommt noch hinzu, daß einer Eisenbahnreise durch den Balkan noch immer ein leichter Hauch des Abenteuerlichen, noch nicht Hundertprozentig-Zivilisierten anhaftet. Man besteigt beispielsweise in München den Tauernexpreß, der sozusagen ein schon geeintes Stück Europa auf dem Schienenweg darstellt — und schon nach der österreichisch-jugoslawischen Grenze ist es mit dem „Expreß" vorbei, denn in Südosteuropa ist, wie Erich Kästner sagt, „das Halten der Eisenbahnen große Leidenschaft". Solcherart durchquert der Zug die stark verkarsteten Gebirgslandschaften Sloweniens und Kroatiens mit Ljubljana und Zagreb, fährt sechs Stunden lang durch die endlos scheinende Steppe Mittelserbiens und erreicht gegen Abend Belgrad. Hier legen wir einen Tag Pause ein. Wir finden Aufnahme in einer Textilfachschule, deren vorwiegend weibliche Zöglinge uns freundlich, aber doch ein wenig scheu begegnen, bis ein gemeinsamer Abend mit „Tänzen und Bräuchen" die Distanziertheit überbrückt und man sich plötzlich ausgezeichnet versteht und verständigt.

Im Belgrader Straßenbild kann man sofort feststellen, daß man bemüht war, wenigstens den Hauptstraßen eine annähernd westlich anmutende Prägung zu geben, ohne daß man jedoch, wie wahrscheinlich beabsichtigt, den für volksdemokratische Bauten kennzeichnenden Schematismus ganz hat überwinden können. Was allerdings Belgrad doch eindeutig als kommunistische Stadt klassifiziert, ist das Denkmal des Unbekannten Soldaten auf dem Avala, 16 km südöstlich von Belgrad, ein Erzeugnis von wirklich bombastischem Schwulst, das als seine Vorbilder eindeutig den wilhelminischen wie den hitlerischen Repräsentationsstil erkennen läßt.

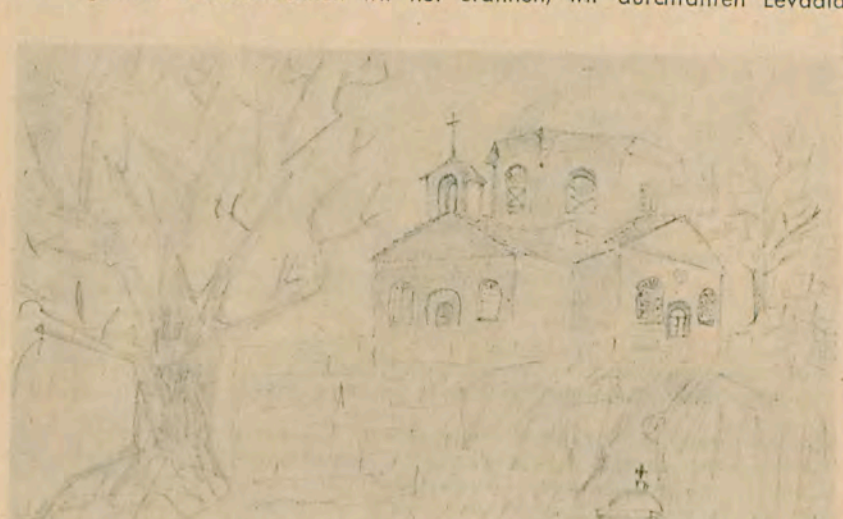
Nach Belgrad ändert sich das Landschaftsbild. Das fruchtbare Moravatal, das eigentliche Kernland der Serben, zieht vorbei, und allmählich schieben sich die ersten weißen Minaretts zwischen den Hügelketten hervor.

In Skoplje ist nun der Orient wirklich nicht mehr fern: ein ganzer Wald von Minaretts überragt die niedrigen Dächer der Stadt. In Ghevgelija verlassen wir dann Jugoslawien und zugleich die Zone der Mitteleuropäischen Zeit. Aber zuvor müssen wir noch eine peinlich genaue Grenzkontrolle über uns ergehen lassen: sonderbar, daß bei kleineren Ländern die Ausreiseformalitäten oft ein willkommener Anlaß zur augenfälligen Demonstration der Souveränität sind. Das gleiche spielt sich dann noch einmal auf der griechischen Seite in Idomeni ab, und unversehens windet sich der Zug bereits durch die ausgedehnten Vorstädte von Thessaloniki. Die Stadt liegt an einer weiten, sehr geschützten Bucht, die sicher einen vorzüglichen Naturhafen darstellt. An dieser Bucht führt die „Prachtstraße" Thessalonikis entlang: mit großzügig breiten Fahrbahnen und Gehwegen, gesäumt von Hotels, Banken und anderen Repräsentationsbauten mit vielen merkwürdig an den Kolonialstil erinnernden Zinnen und Türmchen. Aber schon in den ersten Seitengassen pulst das levantinische Leben in voller Farbigkeit, und je weiter man die den Stadtkern umschließenden Hügelabhänge hinaufsteigt, um so mehr spielt es sich auf den immer enger und winkliger werdenden Gassen ab, in denen zuletzt die Häuser wie an den Abhang geklebt erscheinen. Von hier oben erscheint die Reihe hoher Bauten an der Uferstraße, die sich über das bunte Gewirr unzähliger niedriger Dächer erhebt, wie gewaltsam aufgepfropft und nicht hierher gehörig.

Inmitten dieses leicht chaotisch anmutenden Viertels liegt der von grauen Mauern umschlossene Gebäudekomplex des Klosters Vlatadon, in dem Paulus gepredigt haben soll (Apostelgesch. Kap. 17). In diesem eingefriedeten Raum herrscht im Gegensatz zum Lärm draußen eine tiefe Ruhe. Man geht unter einem Dach hellgrüner Aleppokiefern auf die niedrige Klosterkapelle zu, die äußerlich nahezu unansehnlich, im Innern unwahrscheinlichen Prunk entfaltet: Auf dem Ikonostas, der den Raum in der Breite ganz ausfüllt, reihen sich altersdunkle Darstellungen von Szenen aus der Heiligen Schrift aneinander, auf deren Goldgrund — den später die Sieneser Schule übernimmt — die Darstellung Gottes in der griechisch-orthodoxen Vorstellung des „Pantokrator", des Allbeherrschers im Mittelpunkt steht: die Vorstellung des von keiner Gemütsregung bewegten, majestätischen und darum furchteinflößenden Gottes — eine Vorstellung, die sozusagen „noch nicht" den darauf folgenden Schritt der Versöhnung vollzogen hat. Von dieser Haltung scheint mir etwas auf die Popen übergegangen zu sein: in ihrem Wesen drückt sich, noch unterstrichen durch das Ornat, eine selbstverständliche und wie angeboren wirkende Würde aus, die allerdings durch eine gehörige Portion Weltklugheit, ja „Bauernschläue", wohltuend und sozusagen versöhnlich ins Menschliche zurückkorrigiert wird.

Für die rund 600 km von Thessaloniki nach Athen benötigt der Zug nahezu sechs Stunden, was aber – das muß ich zur Ehre der griechischen Staatsbahnen sagen — dem sehr gebirgigen Landesinnern zuzuschreiben ist. Nach einer kurzen Strecke noch ziemlich flachen Landes wird die Bahn von den ersten Bergen bald ganz dicht ans Meer gedrängt, das hier wirklich so blau ist wie auf einem Bild Edouard Peyronnets. Über den ersten Bergen schieben sich weitere, höhere hervor, und dann steht, hinter einer der vielen Kurven, der langgestreckte Olymp über den anderen Spitzen: zwar mit sehr steilen und schroffen Wänden, aber mit einem flachen Gipfelplateau, das vom Schnee noch merkwürdig rund herausmodelliert wird. Etwa eine Stunde steht der weißglitzernde Gipfel über uns, bis wir in Larissa einlaufen. In Larissa zweigt die einzige nach Westen ins Landesinnere führende Stichbahn ab, die in Trikkala am Fuß des Pindos endet. Eine andere Linie geht von hier aus, vorbei an Ossa und Pelion, nach Volos. Kurz hinter diesem griechischen Bebra tauchen die Umrisse des Othrys-Massivs quer zur Bahnlinie auf, das der Zug in langen Kehrtunnels und hohen Viadukten erklimmt. Hinter uns versinkt die grüne thessalische Ebene allmählich im violett-grauen Dunst des späten Nachmittags. Dann halten wir ohne ersichtlichen Grund recht lange

in Ghefira Paleofarsalou, in dessen unmittelbarer Nähe, bei dem antiken Pharsalos, Pompeius von Cäsar 48 v. Chr. entscheidend geschlagen wurde. Bereits bei Dunkelheit verlassen wir das Hochplateau. Den dann rechts von uns liegenden Parnaß können wir nur erahnen, wir durchfahren Levadia



Byzantische Kirche in Levadia — Roland Wachs

und Theben, und bald darauf erscheint ein riesiges Lichtermeer zu unserer Linken, während wir die ersten Stadtrandsiedlungen durchfahren: wir sind in Athen.

Am nächsten Morgen gilt natürlich unser erster Blick aus dem Hotelfenster der Akropolis, die im hellen, aber etwas dunstigen Licht des frühen Morgens vor uns liegt. Genau von der Seite gesehen — wir haben die Nordseite vor uns —, macht der Parthenon doch einen stark ruinenhaften Eindruck. Aber wenn man die Propyläen durchschritten hat, sieht man West- und Nordseite zugleich vor sich, und dies Bild allerdings macht die Begeisterung und die überschwenglichen Urteile, die man immer wieder von Besuchern hört, begreiflich. Aber ich möchte hier kein kulturhistorisches Klischee reden: auch bei einer ganz unsentimentalen und unbefangenen Betrachtung, nicht durch die entstellende Brille von Schlagworten und vorgefaßten Meinungen, offenbart sich dem Beschauer die unbedingte Ausgewogenheit und Geschlossenheit des Bauwerkes. Daß es trotz der immerhin beträchtlichen Ausmaße glücklich Massigkeit und Anmut vereint, liegt sicher zum Teil an einigen architektonischen Besonderheiten: die Grundfläche des Tempels ist an den Seiten, unter den Säulenbasen, um 7 cm aufgewölbt, die Säulen weisen eine „Entasis", eine von oben und unten zur Mitte hin zunehmende Verdickung bis zu 2 cm auf, und außerdem stehen die Säulen zu den Ecken hin in immer kleineren Abständen. Die „Kurvatur", die Aufwölbung der Grundfläche mindert den Eindruck der Schwere, der sich bei solchen Ausmaßen immerhin leicht einstellt, und die Entasis sowie die größere Säulendichte zu den Ecken hin verhindern, daß der Tempel nach oben hin optisch „auseinanderfällt". Wie unbestreitbar wichtig diese optische Korrektur ist, zeigt sich deutlich am Beispiel des Hephaistions oder fälschlich Theseions auf der Agora, unterhalb

der Akropolis. Bei seinem Bau wurden erwiesenermaßen die eben erwähnten Kunstgriffe nicht angewandt, und dieser Tempel erscheint mir sofort — obwohl wesentlich kleiner als der Parthenon und fast vollständig erhalten — von einer Schwere und Wucht, die in keinem Verhältnis zu seiner Größe steht. Aber mit dergleichen architektonischen Tricks ist meines Erachtens das dem Parthenon innewohnende „kalkulable Gesetz" nur zum Teil erklärt, das unbedingte Gefühl des „so und nicht anders", das ich sofort empfand, ist, so glaube ich, nicht in solche Worte zu fassen.

Auf der äußersten Nordostecke des Hügels, fast im Schatten der Propyläen, steht der Niketempel, ein ionischer sogenannter Doppelantentempel, bei dem die Säulenreihe nur an der West- und Ostseite der Cella vorgebaut ist und nicht ganz um sie herumläuft. Was mir bei seinem Anblick sofort auffällt, ist eine stark betonte Eleganz und Grazie, hinter der der Eindruck der unbedingten Einheitlichkeit zurücktritt, auch kann ich nicht finden, daß der Niketempel „so und nicht anders" hätte gebaut werden müssen. Er erscheint mir eben als e i n Tempel, er hat nicht schlechthin das Beispielhafte des Parthenon. Aber ich möchte auf das, was ich für die wesensmäßigen Unterschiede zwischen klassischer und hellenistischer Kunst halte, noch anläßlich Olympias zurückkommen.

Währendessen ist es Mittag geworden, und der von Natur aus honiggelbe pentelische Marmor des Parthenon strahlt jetzt in einem blendenden Weiß, das die Augen schmerzen macht, vor einem dunkelblauen Himmel. Das Erechtheion, der dritte Tempel der Akropolis, umschließt den mythischen Ölbaum, mit dem Athena gegen Poseidon die Herrschaft über Attika gewann, sowie das Grab des Stadtgründers Kekrops. Die eigentliche Haupthalle ist im Süden um die Korenhalle und im Norden um eine weitere offene Säulenhalle erweitert. Der Bau erscheint mir sofort merkwürdig uneinheitlich, was sicherlich — aber nur zum Teil — darauf zurückzuführen ist, daß die drei Teile des Tempels auf verschiedener Höhe stehen: die höchstgelegene Grundfläche hat die Korenhalle, die niedrigste die nördliche Vorhalle.

Hart am Südosthang der Akropolis liegt ein kleines Museum, das die hier gemachten Funde beherbergt, vor allem Metopen vom Parthenon mit Darstellungen des Kampfes zwischen Lapithen und Zentauren. Die wichtigsten Funde — die beiden Friese — hatte ein englischer Lord gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts mit ins Britische Museum genommen. Statt dessen befinden sich jetzt zwei für mein Empfinden nicht gelungene Rekonstruktionen dort.

Gleich unterhalb der Akropolis ist man wieder im heutigen Athen mit seiner lärmenden Betriebsamkeit: dort führt die vielbefahrene Ausfallstraße nach Kap Sunion vorbei. So ist es überall in Athen: scharf, ohne Übergänge stehen die Epochen, repräsentiert durch ihre Bauwerke, nebeneinander. Am augenfälligsten hat sich mir diese gleichzeitige Gegenwart mehrerer Zeitalter am Monastirakiplatz demonstriert: mitten im Marktbetrieb von heute, dem U-Bahnhof gegenüber steht eine türkische Moschee aus dem 17. Jahrhundert, die Säulen der römischen Hadriansbibliothek schließen sich unmittelbar an, nach einigen Metern zeitlich undefinierbaren Trümmerschutts die byzantinische Kirche „Aghii Apostoli" aus dem 12. Jahrhundert, während von der Höhe der Akropolis, fast handgreiflich nahe, das Erechtheion herübersieht. Daß es trotzdem keinen Mißklang gibt, liegt vielleicht mit daran, daß die Griechen aller Volksschichten ein sehr vertrautes Verhältnis zu den „Zeugen ihrer großen Vergangenheit" besitzen und immer mit einer Art von familiärem Besitzerstolz von „ihrer" Akropolis, „ihrer" Agora oder „ihrer" Kapnikarea-Kirche sprechen.

Aber zurück zum heutigen Athen. Die eigentliche Innenstadt ist nicht sehr ausgedehnt: sie umfaßt, grob gesprochen, etwa die Gegend um den Omonia-Platz (Platz der Eintracht), den Syntagma-Platz (Platz der Verfassung) und die drei verbindenden breiten Geschäftsstraßen, die Stadiou, die Venizelou und die Akadimias und trägt ebenso wie der sich darauf abwickelnde sehr

lebhafte Verkehr ein weltstädtisches und damit für Griechenland untypisches Gepräge. Die Altstadt — die allerdings auch kaum älter als hundertzwanzig Jahre ist — drängt sich mit ihren niedrigen Häusern etwas wirr am Nordabhang der Akropolis um den Monastirakiplatz zusammen.

Noch am Rande der City, in der Patission-Straße, liegt das archäologische Nationalmuseum. Was sonst die Neubauten Athens und Griechenlands überhaupt auszeichnet, eine klare und einfache, manchmal nüchterne Linienführung unter konsequenter Vermeidung aller barock-inspirierten Schnörkel, ist an diesem, 1957 endgültig vollendeten Bau nicht zu finden: er trägt Züge eines leicht mißverstandenen Klassizismus, indem er etwa unbefangen dorische, ionische und Säulen ohne jedes Kapitell nebeneinander stellt. Jedoch die Innenräume sind von einer großartigen Schlichtheit. Der Haupttraum im Mittelflügel birgt den größten Teil der Funde aus Mykene, darunter auch die beiden bekannten Masken aus gehämmertem dünnem Gold, die zeitweise leichtfertig als Masken Agamemnons bezeichnet wurden.

Der erste Raum im linken Seitenflügel enthält drei bei Kap Sunion gefundene Statuen junger Männer aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts. Den archaischen Plastiken merkt man, wie mir scheint, noch deutlich an, daß sie ursprünglich aus einer freistehenden Säule entstanden sind. Aber sie lösen sich schon aus der gleichsam dekorativen Starre, die ihre Entwicklung aus der Säulenform mit sich bringt, indem zum Beispiel ein Bein vor das andere gesetzt wird oder die Arme verschieden angewinkelt gehalten werden — Haltungen, die, gemessen an Parallelen aus der klassischen Plastik, ein wenig unnatürlich und gezwungen wirken, wie auch die Oberflächenbehandlung noch nicht eine unbedingt plastisch handgreifliche Vorstellung erzeugt. Aber unbeschadet dieser nicht völligen Plastizität geht von den Statuen eine starke Ausdruckskraft aus, die mir jedoch nicht als bestimmter Ausdruck deutbar zu sein scheint: vielmehr stellte sie sich mir als eine undurchsichtige und rätselhafte, gleichwohl eindrucksvolle Hoheit dar. Vor allem wird dies hervorgerufen durch eine maskenhafte Anspannung der Wangenmuskeln, die unter der irreführenden und falsche Vorstellungen weckenden Bezeichnung „archaisches Lächeln" durch die Kunstgeschichte geistert. Mir erscheint dieses überall wiederkehrende Leitmotiv lediglich als deutlichstes Mittel höchster Stilisierung und damit einer radikal entpersönlichten oder besser noch nicht persönlichen Darstellung.

Auf halbem Wege zwischen Attika und der Argolis, mitten im saronischen Golf, liegt Aegina, eine kleine, heute nur von Fischern bewohnte Insel, die wir des Aphaiatempels wegen besuchten. Aphaia war eine Fruchtbarkeitsgöttin kretischen Ursprungs, deren Kult in klassischer Zeit mit dem der Athena gleichgesetzt wurde. Der Tempel liegt auf der höchsten Erhebung der Insel, sichtbar bis hin zum Piräus, und fern von jeder menschlichen Ansiedlung. Auf einer Lichtung inmitten eines kleinen Olivenwäldchens liegt eine erhöhte Plattform, die die restlichen Säulen trägt. Der Wald ringsherum ist hell und licht, ohne störendes Unterholz, mit glatten, geraden Stämmen. Und es ist großartig zu sehen, wie der dem Wald innewohnende Rhythmus der aufstrebenden Stämme auch die Säulenreihen bestimmt: als in die Sphäre der Kunst erhobene und damit stilisierte und veredelte Natürlichkeit wirklich als ein „Säulenwald".

Eine zweite Seefahrt hat Delos zum Ziel. Aber diese Fahrt geht, abgesehen davon, daß unser Schiff Andros und Tinos anläuft, über offene See, wogegen die Route nach Aegina noch gewissermaßen in Athens maritimem Vorortsverkehr liegt. Das windige und bedeckte Wetter, das auf der Hinfahrt manchem von uns unangenehm deutlich zum Bewußtsein brachte, daß ihm die Seebeine noch nicht gewachsen waren, hält während der ganzen drei Tage an, die unser Ausflug dauert. Delos ist so klein, daß man es in einer halben Stunde durchqueren kann. In einer kleinen Senke etwa in der Mitte der Insel liegen die noch erhaltenen Fundamente des Apollotempels. Es ist jedoch so wenig erhalten, daß wir uns nur von den Ausmaßen eine ungefähre Vor-

stellung machen können. Unvergeßlich dann der Rundblick vom Kynthosberg: Unter einem niedrigen grauen Himmel das dunkelblaue, unruhige Meer, aus dem in nächster Nähe andere kleine Inseln aufragen, unbewohnt wie Delos, und das hier so allgegenwärtig ist, daß es sogar hier oben noch das Pfeifen des Windes mit seinem Rauschen übertönt.

Eine Busrundfahrt durch Mittelgriechenland und die Peleponnes füllt die noch verbleibende Zeit aus. Unser erster Halt gilt Daphni, einem Kloster, dessen Anfänge ins 11. Jahrhundert zurückreichen. Die Klosterkirche ist ein oktogonaler Zentralbau, dessen Kuppel von einer Darstellung Christi als „Pantokrator" ausgefüllt wird, während die vier tragenden Säulen Bilder der vier Evangelisten tragen. Auch hier tritt dem Betrachter wieder die für das Griechisch-Orthodoxe typische Gebärde der halb erhobenen Linken entgegen, die fast herrisch den Gläubigen zur Demut auffordert. Im übrigen ist der Raum fast schmucklos, wirkt aber durch die starke und unbedingte Konzentration auf die Zentralkuppel sehr harmonisch.

Allmählich hebt sich die Straße ins Gebirge. Wir überqueren den Paß, der Attika von Boeotien trennt und stark mit Grenzfestungen bestückt ist, und dann beherrscht der Parnaß die Bergketten ringsum. Er ist noch zu sehen, als wir schon in Ossios Loukas sind. Die nächste größere Siedlung ist nahezu zwei Stunden entfernt, und diese absolute Einsamkeit scheint mir das Großartigste an diesem Kloster, denn die Kirche, etwas jünger als jene in Daphni, wirkt durch ein eingezogenes Zwischengeschoß und durch die sehr reiche, manchmal üppige Bemalung weit weniger einheitlich als diese. Im Gästehaus des Klosters soll dem Vernehmen nach Winston Churchill nahezu Stammgast sein.

Die Straße windet sich jetzt in vielen Kurven an den Bergabhängen entlang, hinein in ein immer enger werdendes Tal. Hier muß ich etwas zur Fahrweise der Griechen sagen. Unser Chauffeur — stets nur Niko gerufen — hat offensichtlich Freude daran, Linkskurven mit unverminderter Geschwindigkeit

souverän zu schneiden, auch solche, die so scharf um Felsvorsprünge herumführen, daß er sie vorher nicht übersehen kann. Hier tut er es allerdings nicht, ohne vorher laut und anhaltend von seiner Hupe Gebrauch zu machen. So erreichen wir gegen Einbruch der Dunkelheit Delphi. Der Apollotempel erweckt in mir ganz andere Vorstellungen als der Aphaiatempel. Hier wird nicht die enge Verbundenheit der Säulen mit dem Organischen betont, hier steht vielmehr auf einem schmalen Plateau der Tempel als eine strengen Regeln unterworfene menschliche Schöpfung im Gegensatz zur umgebenden, willkürlich schroffen Bergwelt, die ein nach unseren Maßstäben ordnendes Gesetz nicht kennt.

Die Weiterfahrt nach Olympia steht im Zeichen strömenden Regens und selbst für Griechenland schlechter Straßen. Erst als wir bei Antirion den Korinthischen Golf auf einer Fähre überquert haben und in Patras einen Zwischenhalt einlegen, löst sich der Dauerregen in Schauerböen auf. Das ändert sich auch nicht während der zwei Tage, die wir uns in Olympia aufhalten. Die Altis, das Zeusheiligtum, liegt in einem ausgedehnten Ölbaumhain. Damit wird wieder ein Eindruck ähnlich dem von Aegina beschworen: die stehengebliebenen Säulen des Heraions und des Zeustempels aus dunklem, porösem und schon deswegen sehr holznahem Muschelkalk stehen auch hier in einer unmittelbaren Verwandtschaft mit den umgebenden Stämmen. Das Museum von Olympia beherbergt die beiden Friese vom Ost- und Westgiebel des Zeustempels. Der Ostgiebel stellt den Sieg des Pelops über seinen zukünftigen Schwiegervater Eunomaos im Wagenrennen dar, der Westgiebel den Raub der Töchter des Leukippos durch die Kentauren. Vor allem auf dem Westgiebel herrscht, schon thematisch bedingt, eine starke Bewegung, die sich von beiden Seiten her auf die in der Mitte stehende Apollofigur konzentriert. Apoll blickt nach links und wehrt mit der Linken einen Kentauren ab, der sich gerade anschickt, eine der Töchter zu entführen. Diese Gebärde als Demonstration göttlicher Macht hat mir besonders stark den Unterschied zu der Haltung des byzantinischen „Pantokrator" deutlich gemacht. Hier der Gott, der im Augenblick ganz von der Gemütsregung des Zorns beherrscht wird: ein in die Dimension des Göttlichen projiziertes Abbild des Menschen und als solches für den Menschen rational faßbar. Auf der anderen Seite der „unbewegte Beweger", der keine Gemütsregung zeigt und wahrscheinlich auch keine kennt, der allein durch sein Da-Sein Macht ausübt und von Gläubigen unbedingte Unterordnung unter dieses absolut Paradoxe und Irrationale fordert. Dieser Unterschied, dessen ich mir hier bewußt wurde und den ich eben darzustellen versuchte, hat mich auch zu der eingangs ausgesprochenen Feststellung veranlaßt, ein Charakteristisches trete erst auf dem Hintergrund des absolut Gegensätzlichen recht eigentlich hervor.

Den anstoßenden Raum nimmt der Hermes des Praxiteles ein. Hier offenbart sich mir ein anderer Gegensatz zur Klassik: Auf beiden Friesen herrscht zwar eine starke Bewegung, wie schon erwähnt, aber sie scheint mir, bei aller Echtheit und ungezwungenen Natürlichkeit, immer von einem starken Stilisierungswillen in Schranken gehalten. Dies Gleichgewicht zwischen Ausdruck und Stilisierung wird auch bei einer Betrachtung der einzelnen Gestalten deutlich: die plastische Handgreiflichkeit ordnet sich mir immer dem Gesamtausdruck unter, sie wirkt nie aufdringlich, wodurch sie sich als weitgehend zum Selbstzweck verabsolutiert zu erkennen geben würde. Beim Hermes dagegen wird die „natürliche Haltung" so betont, daß sie sich mir als maniriert, als gewollte und damit bewußte Lässigkeit darstellt. Hier hält also dem Ausdruckswillen kein Stilisierungswillen die Waage, so daß es, glaube ich, paradox ist, von einem verbindlichen „hellenistischen Schönheitsideal" zu sprechen, ich meine vielmehr, daß das wesentliche Charakteristikum der hellenistischen Kunst ihr unverhohlenes Streben nach ganz individueller oder individualistischer Darstellung ist — als Ausdruck eines ganz anderen Lebensgefühls, das dadurch das Fehlen eines verbindlichen Ideals zu ersetzen sucht. Nach zwei Tagen verlassen wir Olympia, um über Tripolis, Nauplion und Korinth wieder nach Athen zu gelangen. Wir besuchen noch den großartig

schlichten steinernen Bogen des Theaters in Epidaurus sowie die beiden Burganlagen von Tiryns und Mykene. In Athen angekommen, verbleibt uns nur noch ein Tag. Ein letzter Ausflug geht nach Kap Sunion, auf dessen äußerstem Felsvorsprung sich in blendendem Weiß der Poseidontempel erhebt. Zwischen den verwitterten Säulen, um die ständig ein starker Wind fegt, sehen wir die Sonne ins Meer eintauchen — und damit endet für uns eine Reise, die uns vier Wochen lang weit zurückliegende Zeiten unmittelbare und immer neue Gegenwart werden ließ.

Holger Quiring

GEH'N WIR MAL NACH PUAN KLENT . . .

Kurz vor Pfingsten machte die Klasse 6a eine vierzehntägige Reise nach Puan-Klent auf Sylt. Es ging alles sehr schnell, weil wir infolge von Klassenlehrerwechsel für eine andere Klasse einsprangen, und doch blieb noch genug Zeit zu freudigem Aufgeregtsein vor der Fahrt, die für manchen elfjährigen Buttje die erste längere Trennung von Mutti bedeutete. Gewiß waren alle erforderlichen Hinweise bezüglich Fahrt und Gepäck und Unterkunft ins Verkehrsheft diktiert worden, aber fast täglich gab es in und neben dem Unterricht wichtige Fragen: von welchem Bahnsteig der Zug fahre, ob es wirklich ein D-Zug sei, ob man sein Zelt mitnehmen könne, wer mit wem in welchem Zimmer schlafen würde, ob Pistolen mit auf die Reise dürften, warum man das Radio zu Hause lassen müsse und vieles, vieles mehr.

Schließlich trafen wir uns mit all diesen Sorgen im Marschgepäck in der Bahnhofshalle in Altona zwischen Tornistern, Koffern und Rucksäcken, zwischen fremden Jungen und Mädchen aus anderen Schulen und Klassen, zwischen Vätern und Müttern.

Eigentlich hatten wir wie eine unzertrennliche Herde direkt unter der Glasurit-Reklame stehen sollen. Mit etwas Mühe schafften wir auch das. Zählung. Durch die Sperre, marsch! Die meisten hatten es leicht, weil Mutti oder Vati noch den Koffer zum Bahnsteig trug oder gar im Zug verstaute. Dabei wirkte die auf Reisen mitziehende Sorge um den richtigen Sitzplatz durchaus verständlich, obwohl für jeden ein Platz reserviert war und ich vorher angekündigt hatte, daß ab Husum die Plätze gewechselt würden, damit nicht in den Abteilen ein Krieg aller gegen alle einsetze. Mit etlichem Stimmaufwand klappte auch das. Die Jungen waren prächtig. Mancher packte gleich wie ein routinierter Reisender seine Stullen aus, sobald er seinen Platz besaß. Schon schien manche Mutti auf dem Bahnsteig vergessen zu sein, die statt vom Sohne vom Klassenlehrer mit wohlwollenden und liebenswürdigen Hinweisen Abschied nahm. Letzter Sorgenaustausch: mein Junge kann keine Milchsuppe vertragen, meiner schlägt nachts um sich, mein Sohn muß Tabletten nehmen usw. Abfahrt, Winken, Lachen. Ich registriere im Gedächtnis die übernommenen Sorgen, um sie in Puan-Klent nicht zu vergessen. Aber noch sind wir nicht dort, wir fahren, fahren, fahren und schreien uns die geballte Erregung über die Fahrt auf der Fahrt aus dem Halse. Ich staune über das Redevermögen der Kleinen und wundere mich angesichts des Lärmes, wie sie es sonst fertigbringen, sechs Stunden während des Unterrichts still zu sein. Nach Stunden wird es leiser, erste Anzeichen von Heiserkeit treten auf; stände uns nicht noch das Erlebnis des Meeres bevor, könnte man meinen, der Höhepunkt der Reise sei bereits überschritten. Manche waren schon öfters an der See, aber nicht zusammen mit den Klassenkameraden. Für sie war vielleicht die Vorfreude das schönste Erlebnis.

Bei der Ankunft im Schullandheim klopfen 34 Jungenherzen wieder stärker. Werden sich die Erwartungen erfüllen, wird man den ersehnten Stubenkameraden bekommen? Diese letzte Sorge wird schnell durch einfaches Abzählen vom Klassenlehrer zerschnitten. Macht nichts! Wir haben ja unsere Pistolen; damit stürzen etliche gleich hinaus ins Freie, kaum daß sie Bett

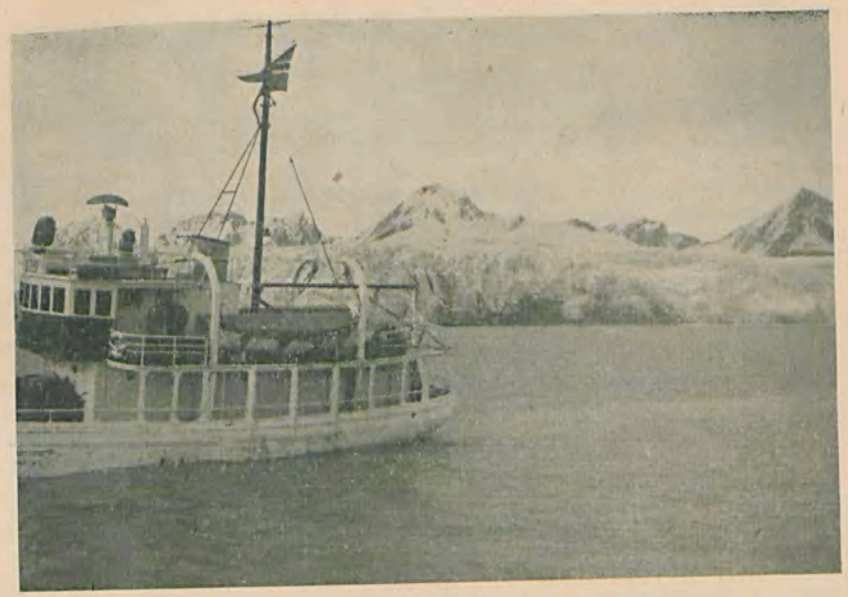
und Gepäck gesichert haben. Im Dünensand ist man erst ein richtiger Cowboy, der stirbt und gleich wieder aufsteht. Man macht Entdeckungen: es gibt einen Sportplatz, eine Tischtennishalle ist auch da, das eintönige Graubraun ist wohl das Watt, die gute Luft bemerkt man nicht, warum auch? Luft haben wir in Hamburg auch. Eine negative Feststellung: es gibt eine Hausordnung. Daß so etwas einen auch überall verfolgt! Aber man gewöhnt sich daran, man gewöhnt sich so schnell an die Tagesordnung in Puan-Klent, daß man gar nicht merkt, wie die Tage enteilen, die Tage am brausenden Meer in Licht und Sonne und Freude. Einen Tag raubt eine Inselrundfahrt, einen anderen eine Fahrt zur Hallig Hooge; Wettspiele mit anderen Klassen beschäftigen die Aufmerksamkeit an einem dritten und vierten Tag. Eines Tages sollen wir elfjährigen Jungen sogar tanzen, noch dazu mit Mädchen. Nein, das tun wir nicht, und plötzlich ist es doch so weit; also putzt man sogar seine Schuhe und sucht den Kamm und zieht ein neues Hemd an. Einige Mädchen sind ja doch ganz nett. Herr Behrens, der Heimleiter, läßt uns nun tatsächlich im Handumdrehn in die ersten Walzerschritte stolpern; der zweite Versuch geht schon besser, bald wirbelt man wie 150 andere fröhlich durch den Saal. Es macht also doch Spaß, man möchte nicht mehr aufhören. Und nachher auf den Stuben gibt es so viel zu erzählen, wie soll man da schlafen? Schon sind wir acht Tage in Puan-Klent, einer hat erst jetzt nach schriftlicher Anfrage zu Hause das Eßbesteck in seinem Koffer gefunden; Mutti hat sicherheitshalber noch eins geschickt. Ein anderer hat noch längst nicht alle 5 Paar Schuhe, die er in einem Extra-Rucksack mitgenommen hat, angehabt. Aus Hamburg trifft ein Anruf für den Klassenlehrer ein: ob etwas passiert sei, der Sohn habe noch nicht geschrieben. Wie soll man auch, wenn Karl-May so spannend ist. Heiserkeit ist allgemein geworden. Das ist kein Wunder, denn endlich einmal im Leben hat man die Möglichkeit, sich gründlich auszuschreien; die anderen hören es ja, denkt man. Zur Aufmunterung bringt eines Tages eine Mutti für jeden ein großes Stück Kuchen. So gehen die Tage dahin; schon beschleicht uns die Sorge, wie man wohl alles wieder nach Hause bekommt. Vorsorglich packt man schon 3 Tage vorher; das ist gut, denn man stellt fest, daß einem der graue Pullover schon seit Tagen nicht begegnet ist, wahrscheinlich liegt er am Strand, und ein roter Strumpf fehlt, eine Zahnbürste hatte Mutti doch auch eingepackt, wo ist sie bloß? Der Aufbruchstimmung folgt die Abschiedsstunde schnell, und viel, viel ruhiger fahren wir zurück nach Hamburg und denken zurück.

Schwark

SPITZBERGEN-ERINNERUNGEN

Vom lichten Azur bis zum satten Türkis, vom gleißenden Weiß bis zum schmutzigen Grau reicht die Farbenskala der mächtigen Eisberge, die uns in ihren bizarren oder auch grotesken Formen umschwimmen. Kopf- bis faustgroße silbrige Eisstücke bedecken in unzählbarer Menge das durch die Gletschertrübe milchige Meer hart am Fuße des Blomstrand-Gletschers.

In weiten Bögen sucht sich unser kleines Motorboot — es ist Ende Juli 1959 — den Weg durch das knirschende Eis, den drohenden, im trüben Wasser noch deutlich sich abzeichnenden Riesenfuß der Eisberge in respektvoller Entfernung passierend. Immer näher tuckern wir an die farbenprächtige Eiswand des Gletschers heran, die sich zehn bis fünfzig Meter steil aus dem Meere erhebt, von riesigen Spalten durchfurcht und zerklüftet, von der Brandung unterhöhlt und durch die Sonnenstrahlen in eine bezaubernde lichtdurchflutete Masse verwandelt, die kaum noch ihre Gefährlichkeit ahnen läßt. Da, ein Donnergetöse mit langem Nachhall lenkt unsere Blicke in eine Richtung: noch hüllt Eisstaub den neugeborenen Eisberg ein, der seinen Weg in die Kongs-Bay nehmen wird, zum Abschmelzen verurteilt. Das Kalben der Gletscher könnte dem Boot leicht zum Verhängnis werden, aber unser erfahrener Bootsmann kennt die Tücken dieser Naturgewalten und



hält sein Boot geschickt außerhalb des Gefahrenbereichs, läßt uns aber die grausige Schönheit dieses Schauspiels in vollen Zügen genießen. Ab und zu wird die Stille durch das Klicken eines Photoapparates unterbrochen; jemand möchte diesen erhabenen Eindruck wenigstens im Bild einfangen. Umgibt uns wirklich eine Stille? Erfüllt nicht ein eintöniges Rauschen den Luftraum, das von einem feinen Klingen überlagert ist? Ja, jetzt nehmen wir es alle wahr – in der Erregung des Erlebten hatten wir gar nicht darauf geachtet. Das Brausen kam vom Gletscher: die Symphonie der zahllosen schäumenden Bäche und Fälle in und auf der Gletschermasse. Das singende Klirren aber rührte von den unablässigen Zusammenstößen der das Meer bedeckenden kleinen und kleinsten Eisschollen. Langsam dreht unser Boot und schlängelt sich vorsichtig aber sicher durch das Eis wieder unserer „Lyngen" zu, die unweit der Schärenküste Anker geworfen hatte. Scharen von Dreizehenmöven – unsere steten Begleiter hier in Spitzbergen – umkreisen das Schiff und harren ihrer Mahlzeit.

Longyearbyen bei Sonne! Plus sieben Grad Celsius messen wir, und es ist neun Uhr. Sechs volle Stunden Landaufenthalt liegen vor uns, und ohne jede Nebelhülle zeigen sich die spitzen Berge der Advent-Bay, eine lichte Helle umgibt sie und läßt alle Farben auffallend klar und kräftig leuchten. Tiefes sattes Grün überzieht die Schutthalden am Fuß des schneebedeckten Felsengebirges. Von dunklem Blau ist das Meer übergossen, nur die seichten Gründe zeichnen sich smaragdgrün ab. Wir sind einen Abhang hinaufgestiegen, um den Blick noch zu weiten. Unser Auge will sich schier festsaugen an dieser ungeahnten Farbenpracht. Und zu unseren Füßen blüht es! Wir bücken uns zu den hellgelben Blüten des Polarmohns und können aus der Vielzahl der weiß blühenden, niedrigen Pflänzchen das Hornkraut, die Silberwurz und die Polarheide herausfinden. Daneben stehen ganze Polster roter und weißer Steinbrecharten. Dort wiegt sich das Wollgras im sanften Wind, und allerorten steht das kräftige Grün der zähen Krähenbeere. Immer wieder überraschen uns die Buntheit der Blüten und Pflanzen und deren intensives Kolorit, das von der Strahlung der jetzt für Monate nicht untergehenden Sonne gezeugt wird.

Weit in das verschmutzte und von Geröll durchsetzte Tal hinein verstreut, gewahren wir die unansehnlichen Häuser der Bergwerksiedlung. Seilbahnen, Leitungsdrähte und Röhren des Fernheizwerkes durchschneiden den Blick ins Tal schonungslos und unnachsichtig. Über dem Talende taucht das glitzernde Weiß eines Gletschers auf, und vor uns heben sich schwarze Kohlenhalden fremdartig ab. Welch ein krasser Gegensatz auf kleinem Raum!

Der schaffende Mensch selbst löste diesen Kontrast aus. Die leicht abzubauende Steinkohle von Spitzbergen schuf die Voraussetzungen hierfür dort, wo die Fjorde, tief ins Land hineinreichend, jene begehrten Bodenschätze anschnitten und die einzig möglichen Arbeitsplätze entstehen ließen hier auf 79 Grad nördlicher Breite, etwas mehr als tausend Kilometer vom Nordpol entfernt. Können die Menschen auf dieser Stelle noch leben? Oder existieren sie nur? Nun, wir haben mit manchem gesprochen, der mehr als zehn „Winter" dort oben ausgehalten hat. Man ist zufrieden: die Familien kennen keine Sorgen, denn der Verdienst ist gut. Die außerordentlich geringe Besteuerung ist ein Entgegenkommen des Staates. Die strenge Rationierung des Alkohols hält manche Zerfallserscheinung auf, die gerade von dieser Seite zu erwarten ist. Der Mensch muß hier im polaren Norden zwangsläufig Bescheidenheit in seinen Wünschen hinnehmen, was nicht ausschließt, daß er in seinem eigenen Lebenskreis auch glücklich sein kann. Blumen und Zierpflanzen schmücken sein schlichtes Heim, dessen einfache, oft ganz und gar nicht zusammenpassende Einrichtung dennoch viel Liebe atmet. Die Kinderaugen strahlen wie bei uns, und die Jungen und Mädel spielen Cowboy und Ringelreihen, lieben moderne Flugzeugmodelle und Autotypen, fahren Roller und schieben stolz den Puppenwagen, haben aber noch nie einen Baum gesehen! So leben die Menschen viele Jahre ihres Lebens bescheiden und zufriedengestellt. Nur die Sehnsucht nach der Sonne während der langen Polarnacht darf sie nicht übermannen!

Wenn sich aber Mitte Februar am südlichen Himmel die Dämmerung abzuzeichnen beginnt, die das ersehnte Ende der winterlichen Finsternis ankündigt, dann schlagen doch alle Herzen höher! So lassen wir uns erzählen. Zwar bringt die zunehmende Wärme der nun höher steigenden Sonne auch die Nebel mit sich, die das Meer, die Küste, die Gipfel der spitzen Berge und auch die Täler mit ihrem Brodem einhüllen, sie setzt aber auch das Eis in den Fjorden in Bewegung, um es der Trift der Meeresströmungen anzuvertrauen. Und wenn Ende April der Polartag angebrochen ist, von dem ab das ganze Rund der Sonnenbahn für fast vier Monate über den Horizont gestiegen ist, dann herrscht die Mitternachtssonne, dann hört seit dem Ausbleiben der Nacht fast jede Zeiteinteilung des Tages auf – so scheint es uns. Die viel genannte Mitternachtsonne mit ihrem ganzen Farbenspiel der Himmelsbemalung auch wirklich erleben zu können, ist durchaus keine alltägliche Angelegenheit jenseits des Polarkreises. Doch hier im hohen Norden hilft häufig die große Luftfeuchtigkeit, das erträumte Schauspiel des dem Horizont gleichsam ausweichenden und wieder aufsteigenden glutroten Sonnenballs in seiner umfassenden Pracht uns sehen und bewundern zu lassen. Photographen schwelgen bei der niedrig stehenden Sonne mit ihrer langen Schattenwirkung in ungeahnten Motivmöglichkeiten. So können wir bei einem Abstecher in den Krossfjord, für den unser Kapitän übrigens spontanen Sonderbeifall erntet, noch zwischen 22 und 23 Uhr das unvergleichliche Erlebnis eines Vogelberges im Bilde festhalten. Tausende und aber Tausende von Lummen, Dreizehenmöven und Eismöven besiedeln etagenweise jeden – auch den kleinsten – Felsvorsprung des vom satten Grün der Moose, vom lichten Gelb der Flechten und vom schmutzigen Weiß der Vogelexkremente getönten dunklen Felsens. Auf dem tiefblau eingefärbten Meer davor tummeln sich zahllose Krabbentaucher in ihren possierlich anmutenden ruckartigen Tauchbemühungen, und dazwischen erspähen wir auch vereinzelt den ulkigen Papageientaucher bei seinem unablässigen Tauchspiel.

Trist und verlassen, zerschlagen, verfallen und nutzlos liegen Fässer mit Eisenfeilspänen, Petroleumtonnen, Tonröhren und tönerne Gefäße, Balken und eiserne Konstruktionsreste in unvorstellbarem Durcheinander am Strande von Virgohamna, dem nördlichsten Punkt unserer Reise. Es sind die Reste der Wasserstoffabrik des unglücklichen Polarunternehmens von S. Andrée aus dem Jahre 1897. Auch das Chaos der hölzernen Reste der Ballonhalle finden wir neben einer Geröllhalde am Strande inmitten von Moosen und Algen, der einzigen Vegetation in dieser geographischen Breite. Erschüttert stehen wir zwischen diesen Trümmern einer mutigen und opferbereiten Heldentat im Ringen um die Erforschung des Nordpols und erinnern uns der vielen Tragödien im arktischen Eis, der unglücklichen Leidenswege wagemutiger und furchtloser Männer, die vom Mißgeschick, von Katastrophen, Unfällen und Mißerfolgen begleitet waren. Vor wenigen Tagen sahen wir in der Kings-Bay die zerbrochene Halle der Luftschiffexpeditionen eines Nobile, in der 1926 und zwei Jahre später die „Norge" und „Italia" untergestellt waren; unvergessen bleiben hierbei der heldische und menschliche Einsatz und das tragische Ende Roald Amundsens, dessen Name mit goldenen Lettern in der Polargeschichte geschrieben steht.

Immer ist Spitzbergen der Trittstein zum Pol gewesen. Die sommerliche Eisfreiheit an der Westküste bildet im Verein mit der hohen polaren Lage von etwa 80 Grad die günstigsten Voraussetzungen für alle Unternehmen, der arktischen Polarwelt die letzten Geheimnisse zu entreißen.

Als wir vor acht Tagen im malerischen Fischerstädtchen Tromsoe die Planken der „Lyngen" betraten, die für mehr als zehn Tage unser Domizil bleiben sollte, beschlich manch einen vielleicht ein unsicheres Gefühl; denn das Schifflein wies nur 500 Tonnen auf, und Landratten pflegen ja allgemein die Tüchtigkeit eines Seefahrzeuges nach der Größe einzuschätzen! Nun, wir wurden alle eines Besseren belehrt: unsere tapfere „Lyngen" bewährte sich nicht nur glänzend, sondern sie gab allen sehr bald ein Gefühl absoluter Sicherheit; und jetzt, da wir im Begriff stehen, Spitzbergen wieder zu verlassen, haben wir unsere kleine „Lyngen" lieben gelernt. Sicher durchschnitt sie mit ihrem gepanzerten Bug die Dünung der Nordmeere – stetig von den im eleganten Flug fast schwerelos dahinschwebenden grauen Eissturmvögeln begleitet. Aber ebenso zuverlässig und risikolos steuerte sie durch Eis und Nebel der „Kalten Küste", und immer fühlten wir uns geborgen und behütet — und mit üppigen und opulenten Mahlzeiten umsorgt.

Bei der Ausfahrt durch die Fjorde und Schären von Tromsoe waren wir noch voll der Spannung und Erwartung der Dinge gewesen, die vor uns lagen. Nun, auf der Rückreise, sind wir durchdrungen von einzigartigen Erlebnissen und erfüllt von dem Gefühl, daß die Begegnung mit dem bezaubernden und unvergleichlichen Svalbard zu den erhabensten unseres Lebens gehört.

Weise

MIT DEM V.e.C. NACH STADE

Die Vereinigung ehemaliger Christianeer (V.e.C.) hatte durch Aufruf in der letzten Nummer des „Christianeum" und durch Sondereinladung an ihre Mitglieder zu ihrer traditionellen Unterelbe-Fahrt auf den 5. September eingeladen. Das Ziel sollte dieses Mal wieder Stade, die schöne, alte Stadt an der Schwinge, sein.

Zwar war es schon verhältnismäßig spät im Jahr, aber der Sommer endete dieses Mal ja sogar erst viele Tage nach seinem kalendermäßigen Schlußtag. Auch mußte die Fahrt trotz der recht früh einsetzenden Dunkelheit ziemlich spät beginnen (um 14.10 Uhr): Es gibt ja immerhin Leute, die am Sonnabend, jedenfalls vormittags, arbeiten, und das Christianeum ist noch keine Versuchsschule für den 5-Tage-Unterricht.

In Anbetracht des prächtigen Wetters war die Teilnahme aber überraschend gering, obgleich sich das Anfangshäuflein, das an den St. Pauli-Landungsbrücken das für die Fahrt gecharterte schmucke Schiff der Hamburg-Blankenese - Este-Linie mit dem Stader Wappen, den gekreuzten Schlüsseln im blauen Felde, bestieg, in Teufelsbrück und Blankenese – erfreulicherweise auch durch eine relativ große Anzahl Lehrer des Christianeums, an ihrer Spitze der Direktor, mit ihren Damen – noch wesentlich vermehrte. Die unerwartet geringe Teilnehmerzahl tat aber der Stimmung keinen Abbruch und vergnügt genoß alles die immer wieder so schöne Wasserfahrt, die von den ganz dem Charakter des Unternehmens entsprechenden Klängen eines Akkordeons, unermüdlich von unserem Bordmusikanten, einem Studiosus Literarum der Universität, gespielt, begleitet wurde.

Auf dem im Sonnenlicht glitzernden und funkelnden Strom ging es an dem mit Villen und Ausfluglokalen besetzten, schön belaubten hohen Elbufer und sodann an dem zur Zeit der Obstblüte von den Hamburgern in hellen Scharen aufgesuchten Orten des Alten Landes vorbei der Schwingemündung zu. Daß auf der Hinfahrt die Flut, wie abends auf der Rückfahrt die Ebbe, uns auf der Elbe entgegenströmte, verlängerte zwar den Genuß der Wasserfahrt, verkürzte aber leider die Zeit des Aufenthaltes in Stade.

Nach ungefähr zweistündiger Fahrt war bei Stadersand die Mündung der Schwinge erreicht. Als wir, um nach Stade zu gelangen, in dieses kleine Nebenflüßchen der Elbe, das die dritte, die letzte Meile des Alten Landes von der Landschaft Kehdingen trennt, hineinfuhren und sich den Augen ein ganz anderes, viel idyllischeres Bild bot als auf dem bei Stadersand etwa 2½ km breiten Elbstrom, erhoben sich fast alle, die bisher plaudernd dagesessen hatten, um stehend und meist schweigend diesen Teil der Fahrt in sich aufzunehmen.

Viel zu schnell näherten wir uns – nunmehr mit dem Flutstrom – der Stadt mit ihrer, durch die so verschiedenen Türme von St. Cosmae und St. Wilhadi charakteristischen Silhouette, und bald war der Neue Hafen erreicht.

Nachdem wir unser Schifflein verlassen hatten, hielt der Vorsitzende des V.e.C., Herr v. Zerssen, einen kurzen Vortrag über die geschichtliche Entwicklung Stades, das in den ersten Jahrhunderten unseres Jahrtausends, als die Elbe nur 2 km und noch nicht, wie jetzt, nachdem sie ihr Bett weiter nordwärts verlegt hat, 5 km von der Stadt entfernt war, an Bedeutung als Hafenstadt zeitweise Hamburg übertraf und auch später ein bedeutendes Mitglied der Hansa war. Nachdem Stade durch den Westfälischen Frieden an Schweden gefallen war, bauten diese es zu einer starken Festung aus. Es wurde außerdem als Regierungssitz des schwedisch gewordenen Fürstentums Bremen-Verden zu einer Art Beamtenstadt. Daß die Dänen im Nordischen Krieg die Festung eroberten, veranlaßte bekanntlich den schwedischen Marschall Graf Steenbock dazu, zur Vergeltung die offene Stadt Altona einzuäschern: der Schwedenbrand vom 9. Januar 1713. Seit 1715 gehörte dann Stade zu Hannover.

Anschließend begann für die meisten unter Herrn v. Zerssens Führung ein Rundgang zu den Hauptsehenswürdigkeiten der im letzten Kriege erfreulicherweise unzerstört gebliebenen Stadt. Daß so mancher Hamburger Teilnehmer die schöne, alte Stadt noch nicht kannte! Der Rundgang führte zunächst am alten Hafen, einem Teil der Schwinge, entlang, an dem der Schwedenspeicher, das Bürgermeister-Hinze-Haus mit seiner schönen Renaissancefassade und das Goeben-Haus liegen. Dann ging es zur Kirche St. Cosmae mit ihrem herrlichen, über der Mitte der Kirche, ihrem noch aus der romanischen Zeit stammenden ältesten Teil, stehenden grünen Turm, der uns an den Turm der Hamburger Katharinenkirche erinnerte. Auch das Innere der Kirche, zusätzlich vom Küster erklärt, fand mit seinen aus verschiedenen Stilepochen stammenden Kunstschätzen lebhaftes Interesse. Es folgte eine

Besichtigung des 1667 von den Schweden nach einem großen Brand auf den gewaltigen, gotischen Kellergewölben von 1270 erbauten Rathauses, das extra für uns geöffnet wurde, denn auch in Stade wird innerhalb der Stadtverwaltung am Sonnabend nicht mehr gearbeitet.

Das Renaissanceportal mit dem schwedischen und Stader Wappen erregte gleichermaßen Bewunderung wie das Treppenhaus, die Schnitzarbeiten an fast allen Türen beider Geschosse und der Ratsherrensaal – am meisten aber die beispielhafte Sauberkeit von Treppe und Fluren! Dagegen entstand allgemeine Enttäuschung, als man sah, daß die Kellergewölbe, in denen sich einst wohl die Ratsschenke befunden hat, größtenteils ganz prosaisch mit Kohlen gefüllt waren: Stade will offenbar nach Kräften zur Beseitigung der Kohlenhalden beitragen!

Unser Weg führte dann zur Kirche St. Wilhadi mit ihrem, nach mehrfachen Bränden nur mit einem einfachen Walmdach abgedeckten wuchtigen Turm. Leider war das in Renovierung begriffene schöne Innere abgeschlossen. Sodann quer durch die Altstadt mit ihren alten Häusern über den Pferdemarkt mit dem ebenfalls von den Schweden erbauten Zeughaus, dem Waffenarsenal der einstigen Festung (jetzt Kino!) zum Insel-Café.

Das Insel-Café liegt auf einem ehemaligen Ravelin der Festung, das von idyllischen Gräben, die aus den Festungszeiten noch jetzt die ganze alte Stadt umziehen, umgeben ist, errichtet im Stil eines Altländer Bauernhauses, neben dem schon wegen seiner Ziegelsteinsetzung sehenswerten Freilichtmuseum, einem hierher aus Huxfleth versetzten Altländer Bauernhaus aus dem Jahre 1733.

Wir waren alle froh, daß es wegen der günstigen Witterung möglich war, das allgemein sehr begrüßte Kaffeestündchen – zu einer Stunde reichte es wegen der herannahenden Dunkelheit nicht – im Freien abzuhalten. Leider mußten wir, vielen zu früh, danach zurück zum Hafen, um unser Motorschiff zur Heimfahrt zu besteigen.

In der Dämmerung wieder die schöne Fahrt auf der Schwinge – und dann in die Dunkelheit hinein, auf die Elbe. Hatte uns die Sonne so früh verlassen (5. September!), so ließ uns auch der Mond im Stich (Neumond!). Aber entgegen den Befürchtungen mancher, die Abendkühle werde die meisten in die Kajüte treiben, diente sie fast allen nur zu kurzer Rast, um Würstchen oder das mitgebrachte Abendessen bei einer Flasche Bier oder Coca-Cola zu verzehren und sich dann wieder an Deck zu begeben, da die Temperatur es gut erlaubte. Begleitet vom Gesang mitfahrender Studierender der Staatlichen Büchereischule und von den Klängen unserer Bordkapelle zog das Schiff seine Spur durch die Dunkelheit. Um so schöner wirkten die Lichter der vorbeifahrenden Schiffe und an den Ufern, die sich zu immer hellerem Glanz verdichteten, je mehr wir uns der großen Stadt näherten.

Nach den üblichen Zwischenlandungen in Blankenese, Teufelsbrücke und Neumühlen mit Winken und frohen Zurufen von beiden Seiten erreichte der Rest bald nach 23 Uhr schließlich wieder die St. Pauli-Landungsbrücken, alle Mitfahrenden von dem Gedanken erfüllt, einen sehr schönen Nachmittag und Abend erlebt zu haben.

Das

Weihnachtstreffen

der Vereinigung ehemaliger Christianeer findet statt

am **Dienstag, dem 29. Dezember 1959, 19.30 Uhr,**

im **„Haus Hochkamp"**. Die Verabredung zu Klassenabenden im Rahmen dieser Veranstaltung wird empfohlen.

Alle ehemaligen Schüler, sowie frühere und jetzige Lehrer des Christianeums sind herzlich willkommen!

PASTOR I. R. DR. FERDINAND SCHULTZ

Weihnachtsgruß an alle ehemaligen Christianeer

Die zum Weihnachtstreffen 1959 versammelten Ehemaligen
des Christianeums Altonense

möchte der Unterzeichnete, der sich seit mehr als 75 Jahren mit seiner alten Schule in Dankbarkeit verbunden fühlt, wenigstens im Geiste hiermit noch einmal grüßen.

Trat er doch nicht nur Ostern 1880 in deren Ober-Tertia ein, um Michaelis 1884 sie mit dem Zeugnis der Reife zu verlassen und Philologie zu studieren! War er doch darauf auch von Ostern 1891 bis dahin 1892 deren Lehrerkollegium als angehender Erzieher angegliedert! Und ist er doch überdies mit 19 Lustren unter den „Ehemaligen" des Christianeums, soweit sie noch am Leben sind, wahrscheinlich sogar der „allerälteste", nachdem sein Konabiturient Dr. med. Johann Krey erst vorm Jahr ihm in die Ewigkeit vorangegangen ist!

Wer aber auf so viele Jahre zurückblickt, die noch dazu einen so tiefgehenden Wandel der verschiedensten Verhältnisse mit sich brachten, müßte doch schon uneinsichtig sein, wenn er sich nicht veranlaßt sähe, Vergleiche anzustellen und auch die erstaunlichen Fortschritte bereitwilligst anzuerkennen, selbst im Sinne der alten Schöpfungsweisung 1. Mose 1, 28, »Erde und Welt sich untertan zu machen"!

Allein gibt die hektische Unruhe, die in der neueren Menschheit geradezu grassiert, wie auch die Tatsache, daß die bedeutendsten Errungenschaften nicht selten zum Nachteil oder gar Unheil anderer verwendet worden sind und noch werden, nicht auch zu denken?

Was aber sollte und könnte man deshalb wohl mehr der heutigen Welt und Menschheit wünschen als die zwiefache Einsicht, daß

1. wir Menschen, welche Stellung wir immer einnehmen mögen, gleichsam nur „Statthalter" sind, die sich wie nach oben so auch nach unten verantwortlich und verpflichtet fühlen sollen,

2. dagegen nimmer etwa übermütige „Eroberer" oder selbstherrliche „Zwingherren" oder gar „Schalksknechte" sein und werden sollen!

Jedenfalls möchte bei der schon Jahre hindurch höchst verfahrenen und in letzter Zeit sogar bedrohlichen Lage in der Menschen- und Völkerwelt zum neuen Jahr vorstehende Gedanken nahe legen und damit alle Ehemaligen, soweit sie nur irgendwie nachdenklich sind, aufrichtig grüßen als ältester Ehemaliger

Ferdinand Schultz

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Verstorben:

Helene Schultz, geb. Schemel, kurz vor Vollendung ihres 90. Lebensjahres, Rendsburg-Büdelsdorf, Hollerstraße 30 a, am 25. Mai 1959
John T. Eßberger, 74 Jahre alt, Hamburg-Altona, Palmaille 49, am 8. 7. 1959
Paul Kickstat, Abitur 1911, am 5. 11. 1959
Michael Engelhard, 14 Jahre alt, Hamburg-Rissen, Marschweg 38, am 13. 11. 1959
Hilda Raabe, geb. Engelbrecht, im 70. Lebensjahr, Hamburg-Hochkamp, Dörpfeldstraße 10, am 6. 12. 1959
Phil. F. Reemtsma, Hamburg-Großflottbek, Parkstraße 51, am 11. 12. 1959

Verlobt:
Claus Peter Elstermann mit Fräulein Eva Jansch, Hamburg-Othmarschen, Parkstraße 17, am 15. 7. 1959
Friedrich Weiszflog mit Fräulein Ingeborg Ramm, Hamburg-Großflottbek, Adickesstraße 26, am 13. 9. 1959
Hans-Günther Rühen mit Fräulein Ilona Becker, Hamburg 13, Gravensteiner Weg 30, Dezember 1959

Vermählt:
Dr. H. P. Krüger mit Irmgard, geb. Keller, Lübeck, Lüderitzstraße 7, am 11. 7. 1959
Heinrich Scheunemann (Abitur 1943) mit Elke, geb. Christiansen, Hamburg-Großflottbek, Cranachstraße 41, am 26. 7. 1959
Dipl.-Ing. Jürgen Leu mit Ute, geb. Schmidt, Hamburg-Großflottbek, Beselerstraße 32, am 14. 8. 1959
Joachim Claassen mit Roswitha, geb. Rabl, Ibadan (Nigeria), am 15. 8. 1959
Arno Peters mit Gerda, geb. Lehmann, Hamburg-Schnelsen, Radenwisch 39, am 1. 10. 1959
Wolfgang Hosse mit Brunhilde, geb. Gruber, Hamburg-Hochkamp, Brentanostraße 8, am 4. 10. 1959

Geboren:
Sohn Martin am 13. 8. 1959, Geert Becker und Frau Heinke Ursula, geb. Lindemann, Hamburg-Nienstedten, Kanzleistraße 41 a
Tochter Dagmar Inga am 21. 8. 1959, Manfred Hemming und Frau Elisabeth, geb. Gramm, Essen, Lortzingstraße 1
Tochter Mareile am 13. 9. 1959, Dr. Walther Süßenguth und Frau Adelheid, geb. von Zastrow, Hamburg-Wandsbek, Lengerckestraße 45 d
Tochter Christine Dorothee am 14. 9. 1959, Hans-Jürgen Pöhn und Frau Hanna, geb. Girardet, Essen, Alfredstraße 169

70. Geburtstag:
Der ehemalige Lehrer am Christaneum, Studienrat Dr. Friedrich Jenkel, Hamburg-Nienstedten, Up de Schanz 20, beging am 19. 9. 1959 das Fest seines 70. Geburtstages
Martin Ehrich, Konzert- und Oratoriensänger, am 8. 11. 1959

95. Geburtstag:
Pastor i. R. Dr. phil. Ferdinand Schultz (Abitur 1884), Rendsburg-Büdelsdorf, Hollerstraße 30 a, am 14. 10. 1959

Priesterweihe:
Wilm Sanders am 10. 10. 1959 (Collegium Germanicum in Rom), Hamburg-Bahrenfeld, Kielkamp 23

VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER (V.e.C.) E. V.

Hiermit bitte ich alle Mitglieder, den für das neue Geschäftsjahr 1960 fälligen Beitrag recht bald zu überweisen. Außerdem bitte ich, noch rückständige Beiträge aus den Jahren 1957 und 1958 möglichst bald zu zahlen. (Postscheckkonto Hamburg 107 80; Haspa v. 1827, Nr. 38/422 176) Allen pünktlichen Zahlern herzlichen Dank.

Detlef Walter

VEREIN DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS E. V.

Nach der Satzung ist der Vereinsbeitrag zu Beginn des Geschäftsjahres (1. April) fällig. Die Nachzügler wollen bitte sofort überweisen auf

1. Postscheckkonto Hamburg Nr. 402 80 oder
2. Neue Sparcasse von 1864 in Hamburg, Konto Nr. 42/212 (Konteninhaber beidemal: „Verein der Freunde des Christianeums").

Barzahlung an den Hausmeister des Christianeums ist möglich.

Bei Überweisung bitte deutlich Namen und Anschrift angeben! Es gibt viele gleichlautende Namen unter den Mitgliedern. Spenden an den Verein sind gemäß St.-Nr. 212 K 498 452 des Finanzamtes für Körperschaften in Hamburg im Rahmen des gesetzlich zugelassenen Höchstbetrages abzugsfähig bei der Einkommen- und der Lohnsteuer. Der Verein stellt für jede Spende von mindestens DM 10,– unaufgefordert einen sogenannten Spendenschein aus.

Die Mitgliederversammlung hat am 19. November 1959 beschlossen, den Beitrag ab 1. April 1960 auf DM 6,– (sechs) im Jahr festzusetzen. Gemäß § 5 Abs. 2 ist der Vorstand berechtigt, ihn in besonderen Fällen herabzusetzen; Anträge sind an den Schatzmeister zu richten.

Der große Aufruf vor und nach den Sommerferien, für die Errichtung des geplanten Ehrenmales Spenden zu geben, hat DM 12 532,– nach Abzug von DM 359,40 Unkosten für Druck und Porto einen Reinertrag von DM 12 172,60 eingebracht. Zusammen mit den seit einigen Jahren gesammelten Beträgen ist das Ehrenmal nun gesichert. Der Vorstand hat in einer Sitzung am 20. Oktober d. J. den Vorsitzenden beauftragt, den Auftrag zur Schaffung des Werkes an Prof. Gerhard Marcks zu erteilen. Spenden für das Ehrenmal sind eingegangen von den Damen/Herren/Firmen: H. F. und Ph. F. Reemtsma, Dr. Max Raabe, Dipl.-Ing. Ernst Noske, Dir. Dr. Andreae, H. von Dietlein (Stülcken-Werft), Notar Dr. H. H. Nissen, Margarine-Union (Bahrenfeld), P. Berendsohn, Dr. H. Baur, Dr. Schwarzkopf, Menck u. Hambrock, Fahning, Prof. Pinnau, Eitzen, Dr. H. Bülck, Dr. Gruschke, Dr. Herbig, Trulsen, Butenschön, Propst Hildebrand, Essen, Dr. Reichel, Ganßauge, Dr. Georgi, Schumacher, Mackeprang, Dr. Homann, Pinckernelle, Dr. Kuhlmann, Kämpf, Dr. J. H. Baur, M. Meyer, Dr. Lutze, Kitzerow, Scheele, Grelck, Prof. Dr. Kobrok, Dr. Meyn, Mühlhan, Simmon, John T. Eßberger, Schüller, Willers, Dr. Borgmann, Haverland, Thomsen, Dr. Kühl, Chrambach, Dr. Niebuhr, Dr. Haensel, Lübbe, Kruse, Müldener, Neidhardt, Dr. Hell, von Zerssen, P. Hansen, Bauer, Dr. Reinicken, Prof. Dr. Meyer, Schröder, Prof. Dr. Hentrich, Lübbers, W. Sieveking, Dr. Klaus Raabe, Brandau, Prof. Dr. A. Flittner, Dr. Dennhardt, Claußen, Dr. H. Kühl, Bauermeister, Barth, Iversen, Marcus, Dr. Schuster, Dr. Grages, Dennert, Hampe, Dr. Hübbe, Dr. Lange, Meinecke, Dr. Junge, Dreckmann, Dr. Magens, Böhmer, Menzel, Oertel, Heimberg, Dr. Mumme, Wallroth, Eichel, Baruschke, Dr. Ulex, Dipl.-Ing. Schreiber, Dipl.-Ing. Kuhnke, Dr. von Pawel, Kreyenbrock, Dr. Harries, Dr. Lahrmann, Oetling, Dührsen, von Lindeiner, Schumacher, Dr. Rieger, Muhs, Roßbach, Dipl.-Ing. Groß, Weißflog, Weber, Rittmeyer, Dir. Lehmann, Opitz, Ob.-Ing. Haar, Thiel, Weste, Wankel, Sembach, Junghans, Dr. Henningsen, Dr. Strelow, Adler, Melchior, Scheider, Müller, Dr. Dreßler, Clüver, Dir. Liesegang, Kindt, Clausen, Fukas, Dr. Gabe, Schultze, Lau, Günther, Quenstedt und ein Unbekannter. Einen namhaften Betrag hat die „Vereinigung ehemaliger Christianeer" zur Verfügung gestellt. Außerhalb dieser Sammlung sind bemerkenswerte Spenden (die zum Teil auch für das Ehrenmal gedacht sind und dafür verwendet werden) eingegangen von Dr. H. Salb, Dir. Dr. Römer, Thormählen, Dr. W. Junge, Ernst Winter und Sohn, G. Winter, Dr. M. Raabe. – Allen Gebern hiermit noch einmal herzlichen Dank!

Das nächste **Winterfest** wird voraussichtlich am **Sonnabend, 5. November 1960,** in der Elbschloßbrauerei in Nienstedten stattfinden.

Dr. N. W. Nissen, Hamburg-Altona, Lisztstraße 45 II, Tel. 42 91 24.

Bitte des Christianeums

Für die im zweiten Weltkrieg gefallenen und vermißten ehemaligen Schüler des Christianeums wird ein Ehrenmal geschaffen, dessen Gestaltung Prof. Gerhard Marcks übernommen hat. Um einen vollständigen Überblick zu erhalten, werden die Angehörigen gebeten, Angaben über gefallene und vermißte Schüler an das Sekretariat des Gymnasiums, Hamburg-Gr. Flottbek, Behringstraße 200, zu senden.